Erinnerungen
an
Carl Schlund,
Pfarrer zu Marktoffingen im Riese.

Ein Beytrag
zur
Bildung der Geistlich-Geistlichen.

Von
Johann Michael Sailer,
Lehrer der Moral- und Pastoraltheologie an der Ludwigs-Maximilians-Universität.

Verba movent, exempla trahunt.

(Mit dem Bilde des Verblichenen.)

München,
bey Ignatz Joseph Lentner.
1819.

An die bitter-süße Arbeit (ich weiß noch keinen bessern Ausdruck), abgeschiedene Freunde aus einem fremden Lande herüberzuhohlen, und in unsre Gesellschaft wieder einzuführen, die mir schon öfters eigne Wahl oder fremdes Zutrauen zur Pflicht machten, habe ich nun wieder Hand angelegt, indem ich der Auffoderung der Freundschaft nicht widerstehen konnte, unserm seligen Schlund ein kleines Denkmal (denn das große ist sein Leben, und das beste er selber), in dem Kreise seiner Geliebten zu errichten. Ganz mißlingen kann mir der Versuch wohl nicht, weil mir das Original noch so frisch und lebendig vor Augen steht — und mit dem Originale seine Lehrer, Freunde, Verwandte, die als so viele Schutzgeister mir in Nach-

bildung desselben beystehen, und Farbe und Leben dazu leihen.

Diese alle und viele andere noch, die mit dem Lebenden in Berührung kamen oder mit dem Verblichenen kommen werden, sollten, ohne sich von dem Verfasser bestechen zu lassen, gern im Denkmale lesen, und nicht bloß sagen: Ja, so war er, oder: so muß er gewesen seyn, sondern wohl auch: Nein, das soll mir nicht umsonst gesagt seyn.

Denn es ist Niemand auf Erde, der nicht von Lebendigen oder von Todten noch etwas lernen könnte. Lernen kann jedermann, lernen soll jedermann, der eine mehr, der andre weniger, der Biograph am meisten.

Unter diesen Auspicien soll das Schriftgen fertig werden; unter diesen möchte es auch erscheinen.

Darum weihet es sich auch, obgleich die Ceremonie der Dedication verschmähend, allen seinen Verwandten, und unter diesen besonders seinem Bruder Alois und seiner Schwester Therese, die er seine Bluts- und Geistes-Verwandte zu nennen pflegte; allen seinen Freunden, und unter diesen besonders dem lieben Drey, Graf Alexander von Westerholt in Regensburg, Conrad Schmid, Stadtgerichts-Direktor in Augsburg und dem geheimen Rathe von Ruoesch, vordem in Oettingen, jetzt in München; seinen Lehrern, und unter diesen besonders dem Par Nobile fratrum Zimmer und Weber, die an seiner gelehrten Bildung den vornehmsten Antheil haben mochten; allen seinen Mitschülern in Dillingen, besonders Eustach Rieger und Alois Wagner, und wie sie alle heissen die Edlen, die in der Schweiz, in Schwaben und in Baiern an verschiedenen Stätten verpflanzt,

christlichen Gemeinen, oder an Universitäten, Lyceen ꝛc. dem Lehramte vorstehen.

Möge in uns allen der Wiederstrahl seines Charakters, bey dem Durchlesen dieser Blätter, das erneuern, was das Licht seines Lebens bey dem Anblicke seiner Person gewirkt hat — Sehnsucht nach dem, was nie gereuen, und keinem, der es hat, wider seinen Willen entrissen werden kann, was ewig bindet und ewig erfreuet!

Inhalt.

Ein Menschenleben ist wie der Mensch, denn wie dieser aus Leib und Seele, so besteht jenes aus Buchstabe und Geist. Den Buchstaben von dem Leben unsers Freundes möchte ich im ersten Paragraph erzählen, den Geist im zweyten, dritten und vierten andeuten.

§. I.

Zur Uebersicht seines Lebens.

§. II.

Einzelnes aus der Geschichte seines Denkens, Gemüthes, Charakters, Lebens.

§. III.

Aus seinem Tagebuche.

§. IV.

Aus Briefen von ihm und an ihn.

§. I.

Zur Uebersicht seines Lebens.

Schlunds Abkunft und Bildungsjahre.

Carl Schlund ward am sechsten April 1773 in Wallerstein geboren. Seine Aeltern waren Joseph Schlund von Rappoltsweiler in Elsaß, fürstlicher Mundkoch von Wallerstein, und Franziska Schlund, geborne Giesinger aus Dillingen, die ihr eheliches Bindniß am neunten Januar 1770 geschlossen hatten. Carl war der drittgeborne Sohn aus dieser Ehe; ihm folgten noch drey Brüder und eine Schwester aus dieser, und ein Bruder aus der zweyten Ehe. Sein Vater war ein in seinem Kreise allgemein geachteter Mann, gerade, bieder und gewandt in seinem Geschäfte ꝛc.; eine treffliche Hausfrau — die Mutter, fromm wie Anna, die ihren Samuel für den Herrn erzog; denn sie glaubte, ohne es im deutlichen Begriffe zu denken, daß das vergängliche Leben des Leibes, das die Kinder ihren sichtbaren Aeltern verdanken, ohne das unvergängliche Leben des Geistes, das aus einer unsichtbaren Heimat kommt, ein sehr zweydeutiges Geschenk wäre, und handelte in diesem Glauben.

Das war ihr demnach die Wurzel, das die Krone aller sittlichen Erziehung, daß die Furcht des Herrn, die von ihrer frühen Pflanzung die frühe, und von ihrer Abkunft die himmlische heißt, in die zarten Kinderherzen tief eingesenkt; und mit ihr die Keime alles Guten gewecket, gepfleget, erwärmet und allmählig zur Reife gebracht werden. Daß diese Keime in ihrem vorzüglich geliebten Sohne Carl so kräftig trieben, versüßte ihr mancherley Plagen des Lebens, und erfüllte ihr Herz mit den seligsten Ahnungen der Zukunft.

Seine erste Bildung erhielt der muntre Knabe in dem strahlenden Bilde der Pietät, das ihm aus jedem Blicke seiner Mutter entgegen kam; die zweyte in dem Collegium der Piaristen in Wallerstein. In eben dieser wohlthätigen Lehranstalt fieng er seine eigentlichen Studien an, und brachte es in wenigen Jahren soweit, daß er schon am neunten März 1785 seiner geliebten Mutter ihren letzten Namenstag mit einem Gedichte, in dem sich die ersten Blühten seines Geistes hervordrängten, festlich machen konnte. — Leider! den letzten, denn am siebzehnten März desselben Jahres ward sie schon in ein besseres Leben abgerufen.

Von dem Anblicke der Mutter verlassen, verdoppelte er jetzt seinen Fleiß nur desto mehr, um ihr, wie er sagte, noch Freude im Himmel zu machen. So wirkt in dem liebenden Sohne das Bild der Mut-

ter, auch nach ihrem Tode, noch, wie denn auch die rechte Liebe keine Trennung kennt — keine Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit. Mit gleicher Unverdrossenheit setzte er in Wallerstein seine Studien so lange fort, bis er Vorkenntnisse und Vorübung genug hatte, die Universität Dillingen, die im guten Rufe stand und ihn auch verdiente, mit Hoffnung des besten Erfolges besuchen zu können. Die hohe Schule in Dillingen fand an ihrem neuen Zöglinge Carl, was die niedere in Wallerstein zu würdigen wohl verstand, eine unermüdete Thätigkeit, die sein vorzügliches Talent je länger je mehr entfaltete; ein stilles, sanftes, feines Aeußere, das ihm das Vertrauen seiner Mitschüler erwarb, und ein ehrerbietiges Horchen auf das Wort seiner Lehrer, ein bescheidenes Aufblicken zu jedem ihrer Winke, das ihm die Achtung und Freundschaft der Edlen, die den Schmuck der Universität ausmachten, gewann.

In dem philosophischen Curse hatte sich sowohl sein forschender Blick, als sein lauteres, den Beruf zum Priesterstand in sich fühlendes Gemüth so klar angekündet, daß er in die Pflanzschule der gemeinsam lebenden Kleriker (Seminarium Clericorum secularium in commune viventium), das neben dem päbstlichen und bischöflichen Alumnate zu den schönsten Instituten der Universität gehörte, unter großen Erwartungen seiner Obern aufgenommen ward.

Hier konnte er in drey Jahren den Cursus der ganzen Theologie vollenden, und hat ihn auch mit Ruhm vollendet. Nicht bloß mit Ruhm, der im Auge menschlicher Richter das in seinem Bildungslaufe unermüdete Talent auszeichnet, sondern mit Ehre, die im Auge des unsichtbaren Richters gilt. Denn er hatte nicht nur den Buchstaben der Glaubens- Sitten- und Pastoral-Lehre in sein Bewußtseyn, sondern auch den Geist der Lehre in sein Gemüth aufgenommen. Ja, in sein Gemüth; denn es gieng ihm ein neues Licht der Erkenntniß auf, und allmählig eine durchgreifende Aenderung in seinem Willen vor. Die Demuth und Liebe, die in dem ehrwürdigen Stifter seines Institutes, Bartholomäus Holzhauser, leuchtete, fieng bald an, auch in dem neuen Alumnus zu dämmern, und wo sich dies Morgenroth ankündet, da muß auch Tag werden — und mit dem Tage Lebenswärme und Fruchtbarkeit.

Einer seiner Mitalumnen, jetzt ein verdienstvoller Pfarrer, schrieb mir, was Schlund als Candidat der Theologie für Eindrücke auf ihn gemacht hatte:

A——h 8. April 1818.

„Weinend sehe ich unserm geliebten Carl ins Grab nach; er steht lebendiger als je in seinem Leben, vor mir, jetzt, da er nicht mehr unter uns ist. Wir lebten drey Jahre 1792 — 94 friedlich zusammen unter einem Dache. Obgleich zwey Curse mir nach-

stehend, war er mir doch in Kenntnissen und Belesenheit weit vor. Die Züge von ihm, die sich meinem Gedächtnisse unaustilgbar eingeprägt hatten, sind:

Rege Wißbegierde, die überall ein neues Tagewerk zum Nachdenken suchet und findet, ließ ihn nie müßig gehen.

Stets beschäftiget, auch außer der Studierzeit, hatte er immer etwas zu lesen, zu schreiben, zu componiren. Selbst auf dem Wege, im Spazierengehen, und während der Freystunden las er gewöhnlich, wenn er sich nicht durch Gespräche mit Gleichgesinnten, oder durch gesellschaftliche Spiele erheitern konnte. Er fügte sich in die Statuten des Hauses, auch da, wo sie seinem Bedürfnisse nach stillem Forschen im Wege standen.

Gehorsam ist besser als Opfer, sprach er, und that, was die Glocke befahl. Nur statt nach dem vorgeschriebenen Buche, das ihm ungenießbar ward, seine Morgenbetrachtungen einzurichten, that er verstohlene Blicke in das neue Testament, oder in die Nachfolgung Christi. *)

Neben dem freyen Naturgenusse war ihm die heilige Schrift schon damals die liebste Erhoh-

*) Warum verstohlene? In christlichen Häusern sind ja diese Blicke frey; wie sollten sie in einem Klericalseminarium verboten seyn können?

lung; denn, daß sie ihm zum eigentlichen Studium, und zur Belebung der Andacht das Buch der Bücher war, wußten seine Mitalumnen und konnten seine Obern nicht tadeln. Vom Jahre 1793 an las er täglich zwey Kapitel darin, und schrieb seine Gedanken und Empfindungen, die ihn dabey nicht sparsam besucht haben mochten, auf ungeheftete Blätter, die er in Futeralen bewahrte, dann wieder sorgfältig durchsah und untereinander verglich.

So reizbar sein Temperament war, so ernst war auch sein Streben, es in seine Gewalt zu bekommen. Wenn er durch Worte oder durch Handlungen gekränkt ward, oder sich gekränkt zu seyn glaubte, sah ich wohl sein Angesicht glühen, sein Auge funkeln: aber entweder schwieg er gänzlich, oder es war alles mit wenig Worten oder in wenig Augenblicken abgethan. Im Schachspiele ward es ihm am schwersten, sich in gleicher Fassung zu halten. Es gieng aber mir auch nicht besser. Beynahe wären wir als Gegner auf dem Schachbrette, auch im Leben einander gegenüber gestanden. Das Rechthaben, das Gewinnenwollen, die versteckten Pläne und Sprünge, die maskirten Angriffe beschränkten sich nicht bloß auf die weissen und schwarzen Figuren, sondern zogen auch die Gemüther mit ins Spiel. *) Endlich ward die Kampfübung ein, und der vorige Friedensstand wieder hergestellt.

*) In spätern Jahren habe ich mit ihm öfters Schach gespielt: da fand ich ihn aber in der Herrschaft über sich schon so geübt, daß er, ohne empfindlich zu werden, mehrere Partien nacheinander verlieren konnte. S.

Im Jahre 1793 glaubte ich an ihm Geburtswehen des bessern Sinnes wahrzunehmen. Damals verstand ich dies sein Leiden und Kämpfen nicht. Nur fand ich ihn stiller, in sich gekehrter, als bisher; allmählig ward er mir fremder, bis sich später zwischen ihm und mir ein Briefwechsel anknüpfte, wodurch mir ein Licht über sein tiefes Gemüth aufgegangen war. Begeistert durch sein Wort, und noch mehr durch sein Leben, mußte ich es vor mir gestehen, daß er nicht nur darnach gerungen, ein lebendiges Evangelium zu werden, sondern in bedeutenden Zügen es auch schon errungen hatte, und ich konnte es mir nicht mehr verbergen, daß ihm schon in jenen frühern Jahren, nach dem Rathe des Apostels, Christus alles in allem zu werden begann; wie er es jedem gediegenen Christen wirklich ist.

Das ist das Bedeutendste von dem, was ich an dem Studenten Schlund bemerkte, und was ich um so weniger verschweigen durfte, da es als die Blühte anzusehen ist, aus dem sich sein späteres Leben als Frucht entwickelte."

Sein Ruf nach Oppenweiler.

Noch ehe sich seine Studien in Dillingen ganz geschlossen hatten, bekam er, durch Vermittelung eines seiner Lehrer, den Ruf, als Hofmeister zu dem erstgebornen Sohne des Freyherrn von Sturmfeder nach Oppenweiler zu gehen.

Noch zu jung, die Priesterweihe zu empfangen, sah er das Informationsgeschäft im stillern Kreise, als ein schönes Interim an — bis er als Gehülfe an der öffentlichen Seelensorge Theil nehmen konnte.

Sein Brief, den er hierüber an einen seiner Mitalumnen, der vor ihm aus der Pflanzschule getreten war, geschrieben, zeigt die Stimmung des Gemüthes, womit er dem neuen Berufe entgegen kam.

Dillingen, 7. May 1794.

„Mit meiner Hofmeisterstelle hat es seine Richtigkeit. In der festen Ueberzeugung, daß mich ein deutlicher Wink der Providenz dahin ruft, folge ich ihr, nehme alles was da kommen wolle, wie aus ihrer Hand, und hoffe, sie werde zu meiner kraftlosen Pflanzung ihr mächtiges Gedeihen geben.

Gestern Abends dachte ich wieder an dich beym Spatzierengehen. Du weißt, ich bleibe gern hinter der großen Heerde zurück, um mich ungestört dem Lesen oder stillem Sinnen überlassen zu können.

Lieber! ein einziger freyer Gang in Gottes freyer Natur ist eine Gabe, für die ich nicht genug danken kann. In dieser Viertelstunde, hinter den andern her, ward mir mehr Genuß, als den ganzen Tag über. Diese schönen Augenblicke werden mir doch durch die Information nicht verderbt werden? Gott und die Natur finde ich doch überall, nicht wahr?

Lebe wohl!"

Im Jahre 1794 am 5. Sept. trat er in das Baron sturmfederische Haus als Erzieher ein.

Der Vater, reich an Bildung in Wissenschaft und Kunst, aber leider durch peinliche Krankhaftigkeit in seinen Mittheilungen gehemmt; die Mutter, eine Männin im vollen Sinne des Wortes, die das ganze Geheimniß der häuslichen Kunst verstand, den Kindern Mutter, dem Manne Weib, dem Hause Frau und den Untergebenen eine mütterliche Gebieterin zu seyn, ohne zur Schau zu tragen, was sie war, die im Schweigen und Reden, im Handeln und Leiden gleiche Würde, Zuversicht und Ruhe behauptete; die treffliche Regnier, die, rein von allem französischen Verbildungswesen, deutsche Töchter erziehen konnte, indem sie Religiosität mit Erkenntniß, Unschuld mit feiner Sitte, Arbeitsamkeit mit Geselligkeit an sich darzustellen und in ihren Zöglingen nachzubilden wußte: Töchter mit Talenten des Geistes, des Gemüthes und des Leibes nicht sparsam ausge-

rüstet: zwey Söhne, auf denen die Hoffnungen des Hauses ruheten, das waren die Elemente des häuslichen Lebens, in das Schlund eintrat; — das waren die Elemente der Schule, die den Lehrer des älteren Sohnes vorerst zu ihrem Zöglinge machte. Denn vieles hat der junge Mann noch zu lernen, der aus dem wunderlichen Universitäts-Leben und aus dem nicht minder abstechenden Alumnats-Leben das erstemal in einen fein gebildeten Lebenskreis eintritt, der seinem väterlichen Hause fremd seyn mußte. Jede neue Art zu seyn und zu leben — findet viel wegzuschleifen und viel anzubilden — an jedem empfänglichen Neulinge, also auch an Schlund. Doch die Perle des Hauses hatte ihn bald nach dem rechten Osten gestellt, daß es ihm nicht nöthig ward, sich erst durch peinliche Erfahrungen zu orientiren.

Bald sah er ein, was getragen werden mußte, was und wie es gewirkt werden konnte, und er lernte allmählig tragen und wirken — zum Besten seines fähigen Zöglings.

Doch ward das Geschäft der ruhigen Bildung und das muntere Zusammenleben im häuslichen Kreise bald unterbrochen. General Moreau gieng im Jahr 1796 über den Rhein, warf das ihm gegenüber stehende Heer zurück, drohete durch Schwaben und Baiern bis in das Herz von Oestreich vorzudringen, und dehnte sich wirklich schon über Ingolstadt hinaus, als ihn der Erzherzog Carl, der den von Amberg her-

anrückenden General Bernadotte bey Teinach auf das Haupt schlug, zum Rückzuge nöthigte. In dieser trüben, ungewissen Zeit flüchteten sich unzählige Familien aus Schwaben nach Baiern, um wenigstens den persönlichen Mißhandlungen des Kriegers zu entkommen. Dies Loos traf auch die sturmfederische Familie.

Die Mutter, denn der kranke Vater war voraus gefahren, die Mutter, mit zehn Kindern, deren jüngstes, Sophie, die achte Tochter, noch Säugling war, Schlund und Regnier und einigen andern Hausgenossen, vor dem Feinde fliehend, konnte in Städten und Dörfern, wegen der vielen Flüchtlinge, auf dem Wege nach München gar oft kein Obdach finden, außer in Scheunen. Bis nun für die Kinder jedesmal der Tisch gedeckt und die nöthigen Lagerstätten bereitet waren, konnte die noch von der letzten Entbindung geschwächte Mutter kein Auge zuthun — und vor mütterlicher Sorge, auch dann noch nicht. Sobald die Flucht überstanden und eine geräumige Wohnung in München bezogen war, lebte die Familie auch im Gasthofe ihr häusliches Leben fort: Regnier gab den Töchtern, Schlund dem Sohne in den festgesetzten Stunden Unterricht, in München wie in Oppenweiler.

Schlund, Augenzeuge und Mitgenoß des Elends, das auch nur das gefürchtete Nachrücken des Feindes verbreitet, und das Wirkliche aus seinem Füllhorn über die wehrlose Mehrzahl ausschüttet, suchte sein Gemüth durch religiöse Anschauungen zu heben,

rüstet: zwey Söhne, auf denen die Hoffnungen des Hauses ruheten, das waren die Elemente des häuslichen Lebens, in das Schlund eintrat; — das waren die Elemente der Schule, die den Lehrer des älteren Sohnes vorerst zu ihrem Zöglinge machte. Denn vieles hat der junge Mann noch zu lernen, der aus dem wunderlichen Universitäts-Leben und aus dem nicht minder abstechenden Allumnats-Leben das erstemal in einen fein gebildeten Lebenskreis eintritt, der seinem väterlichen Hause fremd seyn mußte. Jede neue Art zu seyn und zu leben — findet viel wegzuschleifen und viel anzubilden — an jedem empfänglichen Neulinge, also auch an Schlund. Doch die Perle des Hauses hatte ihn bald nach dem rechten Osten gestellt, daß es ihm nicht nöthig ward, sich erst durch peinliche Erfahrungen zu orientiren.

Bald sah er ein, was getragen werden mußte, was und wie es gewirkt werden konnte, und er lernte allmählig tragen und wirken — zum Besten seines fähigen Zöglings.

Doch ward das Geschäft der ruhigen Bildung und das muntere Zusammenleben im häuslichen Kreise bald unterbrochen. General Moreau gieng im Jahr 1796 über den Rhein, warf das ihm gegenüber stehende Heer zurück, drohete durch Schwaben und Baiern bis in das Herz von Oestreich vorzudringen, und dehnte sich wirklich schon über Ingolstadt hinaus, als ihn der Erzherzog Carl, der den von Amberg her-

anrückenden General Bernadotte bey Teinach auf das Haupt schlug, zum Rückzuge nöthigte. In dieser trüben, ungewissen Zeit flüchteten sich unzählige Familien aus Schwaben nach Baiern, um wenigstens den persönlichen Mißhandlungen des Kriegers zu entkommen. Dies Loos traf auch die sturmfederische Familie.

Die Mutter, denn der kranke Vater war voraus gefahren, die Mutter, mit zehn Kindern, deren jüngstes, Sophie, die achte Tochter, noch Säugling war, Schlund und Regnier und einigen andern Hausgenossen, vor dem Feinde fliehend, konnte in Städten und Dörfern, wegen der vielen Flüchtlinge, auf dem Wege nach München gar oft kein Obdach finden, außer in Scheunen. Bis nun für die Kinder jedesmal der Tisch gedeckt und die nöthigen Lagerstätten bereitet waren, konnte die noch von der letzten Entbindung geschwächte Mutter kein Auge zuthun — und vor mütterlicher Sorge, auch dann noch nicht. Sobald die Flucht überstanden und eine geräumige Wohnung in München bezogen war, lebte die Familie auch im Gasthofe ihr häusliches Leben fort: Regnier gab den Töchtern, Schlund dem Sohne in den festgesetzten Stunden Unterricht, in München wie in Oppenweiler.

Schlund, Augenzeuge und Mitgenoß des Elends, das auch nur das gefürchtete Nachrücken des Feindes verbreitet, und das Wirkliche aus seinem Füllhorn über die wehrlose Mehrzahl ausschüttet, suchte sein Gemüth durch religiöse Anschauungen zu heben,

wie sein Schreiben an A. D. Kaplan in Waidhofen, ankündet.

München, den 13. Oct. 1796.

Gott sey gelobt für seine väterliche Vorsicht und Treue, die er an uns, in dieser Zeit der Trübsal, erwiesen hat! Möge doch das Gefühl der Noth und des Elendes das gedrängte Landvolk kräftiger zu Gott treiben und an ihn näher anschließen! Dann würden goldene Tage eintreten, wenn wir alle, frey von jedem Angefesseltseyn an das Sinnliche, aufsähen zu Gott, und im Vertrauen, Treue und Liebe ihm dienten. Aber Lieber! hier sehe ich fast keine Spur dieser Veränderung. Gott gebe, daß du sie auf dem Lande findest; dann pflege aber auch jeden Keim des Guten, der durch diese Verhängnisse erweckt worden, mit äußerster Gewissenhaftigkeit, damit der Name Gottes verherrlicht werde.

Schreibe mir hierüber deine Erfahrungen, in wie fern das, was am Zeitlichen verloren gieng, am Geistigen gewonnen worden; ob Noth und Gott die Herzen geöffnet, und euch Seelensorgern gute Erde bereitet haben, in die ihr den Samen der Wahrheit reichlich säen könnet? . . .

Am 5. Sept. 1797 bat er, vorzüglich um sich als Kaplan in der Seelensorge, vorüben zu können, um seine Entlassung aus dem sturmfederischen Hause.

Die Mutter entließ ihn ungern, die Kinder trauerten um ihn, aber seine Gründe fanden Würdigung.

Noch ehe er nach Pfaffenhausen gieng, um sich in dem Priesterhause die gesetzliche Befähigung zum Antritt einer Kaplanstelle zu verschaffen, unternahm er, der Einladung seiner ehrwürdigen Tante und den Thränen seiner geliebten Schwester Theresia gehorchend, eine Reise durch die Schweiz nach dem Elsaß, und blieb einige Weile bey den Seinen.

Sein Aufenthalt im Priesterhause zu Pfaffenhausen.

Was in der Augsburger = Diözese allen Novizen des Priesterstandes vorgeschrieben war, die Vorübung im Priesterhause, dauerte für Schlund nicht lange, vom 3. Nov. nur bis zum 18. Dec. 1797, und fiel ihm nicht sonderlich lästig. Regens Rößle, der sonst seine Schäflein mit strengem Ernste zu weiden pflegte, behandelte den jungen Priester mit besonderer Menschlichkeit; denn, da Schlund den Geist der Lehre, den er im Gemüthe trug, nicht nur nach dem Glauben der Kirche, der ihm heilig, sondern auch nach der Form der Schule, die ihm gar nicht fremde war, aussprach, welches nicht jeder Geistliche vermag: so konnte Rößle an ihm durchaus nichts zu tadeln finden; den Geist nicht, weil Wahrheit und Liebe, Liebe und Friede, Friede und Demuth, die das himmlische Leben des Geistes ausmachen, in den Schatten der Bescheidenheit zurücktraten, und sich gleichsam unsichtbar machten, nichts darstellend als Modestie und Ernst, Unterwürfigkeit und Ruhe; die Offenbarung des Geistes nicht, weil sie sich gewissenhaft an die Vorschrift der Kirche, und noch drüber, genau an die Regel der Schule band.

Nach allen Richtungen geprüft und mit väterlichen Ermahnungen reichlich ausgestattet, verließ er das Seminarium, und trat seine erste Kaplanstelle in

Ellwangen an. Ein Brief von dieser seiner ersten Station aus, datirt vom 29. Jäner 1798, an einen seiner Freunde beschreibt uns beydes, seinen Aufenthalt im Priesterhause und seinen Eintritt in die Seelensorge.

Ellwangen, den 29. Jäner 1798.

L. F.

Geschrieben habe ich dir deßhalb nicht früher, weil ich es mir zum Gesetze gemacht hatte, von Pfaffenhausen aus an Niemanden zu schreiben und von hier nicht eher schreiben wollte, bis ich mich selbst überzeugt hätte, wie ich zu meiner Lage passe, und meine Lage zu mir. Im Seminarium dauerte mein Aufenthalt nicht länger, als 6 Wochen, und Einen Tag. Ich war dort zufrieden und auch vergnügt, mußte nach der Probepredigt im Speisesaal auch eine in der Pfarrkirche halten; beyde fanden Beyfall. Der geistliche Rath bezeugte mir bey jeder Gelegenheit ausnehmende Höflichkeit und Zufriedenheit.

Nachdem dies alles glücklich vorüber war, reiste ich über Augsburg und Dillingen nach Wallerstein zurück, feyerte dort das Weihnachtfest, und trat darauf am 28. Dec. meine hiesige Station an.

Auch hier bin ich Gottlob! noch immer vergnügt; denn ich fühle mich recht in meinem Elemente, und werde immer mehr in der Ueberzeugung befestiget, daß Gott mich zur Seelensorge berufen, und diese Stelle

mir angewiesen habe. An Arbeit fehlt es mir nicht, denn die Pfarrgemeine zählt über 4000 Communicanten, und ist in viele Filial-Gemeinen, die zum Theile weit entlegen sind, zerstreut. Predigten habe ich in der Stadt nur jeden Monat eine, aber desto mehrere Leichenreden, oft zwey an Einem Tage.

Alle Sonntage halt ich Christenlehre in einer Filialgemeine, und fühle mich recht selig in Mitte der Unmündigen. Was mir aber den größten Theil meiner Zeit in Anspruch nimmt, ist die Krankenpflege, die für mich die größte Aernte von Trost und Segen abwirft. Bisher bin ich gesund und fröhlich bey aller meiner Arbeit und hoffe es auch durch Gottes Gnade zu bleiben. Seine Hand ist mit mir, stärkt und segnet mich in all meinem Thun. Daß ich nur gewürdigt würde, etwas rechtes in seinem Dienste und zu seiner Ehre zu leisten, daß ich mich ganz Ihm hingeben, und alles, was sich noch von Selbstgesuch und Selbstgefälligkeit in mir reget, unterdrücken und besiegen könnte! Mein ganzes Streben und die Absicht aller meiner Arbeiten geht dahin, daß ich, ganz im Geiste der Kirche, die mir mitanvertrauten Seelen zu Christus hinweisen, Seine Liebe und Treue den Menschen anpreisen, und Liebe, Vertrauen zu Ihm in den Herzen wecken und beleben möge. Auf diesen Zweck wirst auch du hinarbeiten mit der Gabe, die dir verliehen ist, und in dieser Einigung unsers Geistes und unsers Strebens sind wir Brüder, und unsre gegenseitige Aufmunterung und unsre Fürbitte

für einander soll uns in der Treue gegen unsern Herrn und Gott immer mehr befestigen. Er sey mit dir und deinem unveränderlichen

C. Schlund.

Der Ton dieses Briefes giebt uns zu verstehen, wie früh sich in Schlund Gedanken, Gemüth, kluger Sinn und die Art, sich auszudrücken, gesetzt und befestiget haben müssen. Der lachende Scherz der jungen Jahre hat dem frohen Ernste des Mannes Platz gemacht, und dieser Ernst verließ ihn nicht bis an sein Ende.

Als Pfarrgehülfe blieb er nicht so lange in Ellwangen, als er geglaubt haben mochte; sein Loos war: in den Kaplanstellen zu wechseln. So trat er den 30. Juni 1797 seine zweyte Kaplanstelle in Abtsgemünd, den 18. Oct. 1799 die dritte in Minderoffingen, den 16. Febr. 1801 die vierte, die Pfarrvicarsstelle in Marktoffingen an. Bey diesem Wechsel blieb er sich in dem Grundsatze gleich, und dem Vorsatze treu, das Studium der Wissenschaften in Verbindung mit stetiger Selbsterforschung und Selbstbildung fortzusetzen. Denn ein stillgestandener Mann zu werden, das hieße ihm lebend — todt seyn.

Sein zweyter Ruf zur Hofmeisterstelle.

Daß er aber nicht nur im Kaplan-Dienste wechselte, sondern dem Amt der Seelensorge ganz entrückt werden, und neun ganze Jahre entrückt bleiben sollte, lag weder in seinem selbstgemachten Plane, noch auch im Gebiete seiner Ahnung. Und doch geschah es, denn es lag in dem Entwurfe seines höhern Führers — Gottes. Als er von der zweyten Reise nach dem Elsaß, die er mit seinem Bruder am 4. August 1801 angetreten hatte, um seine Tante und Schwester wiederzusehen, zurückgekommen war, und mit neuem Muthe an der christlichen Bildung seiner Gemeine in Marktoffingen zu arbeiten fortfuhr: da knüpfte sich gar bald eine Unterhandlung an, die seiner Thätigkeit eine andere Richtung zu geben versuchte, und im kommenden Jahre seine Einwilligung erhielt. Freundliche Einladungen von mehreren Seiten, unangenehme Ereignisse in seinen Umgebungen, die seinen hellen Blick zu trüben, und sein weites Herz zu beengen drohten, der edle Charakter und die reife Geistesbildung des Grafen Alexander Westerholt, Ermunterungen und Zustimmungen seiner Freunde vermochten soviel über ihn, daß er am 3. Junius 1802 Marktoffingen mit Regensburg vertauschend, als Erzieher des jungen Grafen Carl Westerholt, in das Haus seiner Aeltern einzog. Was er in diesem seinem neuen Berufe, als Erziehungsgehülfe, gelernt und gelehrt, versucht und erfahren habe, ver-

dient eine ausführlichere Darstellung, die es §. II. in den Ausmahlungen des Einzelnen erhalten soll. Hier nur noch

Einiges, was zur Uebersicht seines Lebens gehört.

Unter den überraschenden Freuden, die ihm sein neuer Beruf bereitete, war eine zweyte Schweizerreise, die er im Jahre 1804 vom 26. Aug. bis 8. Sept. in der Gesellschaft des Grafen, der Gräfin, und seines Zöglings Carl, und zwar in Einem Wagen mit ihnen, machte.

Er hat die Reise sehr genau beschrieben, und die ganze Beschreibung wäre es werth, dem Denkmale seines Lebens eingerückt zu werden. Da sie aber mit Gefühlen der Freundschaft und der Religion und vielen freymüthigen Bemerkungen über die Geschichte der Tage durchwebt ist: so dürfen nur ein paar Fragmente hier eine Stelle bekommen; denn das Publicum hat andere Augen als das schöne Gemüth und der freye Geist.

Wer eine Reise vernünftig ordnen oder auch nur nicht unvernünftig beurtheilen will, sieht auf die Zwecke, die sich der Reisende vorsetzte, und auf das Maß ihrer Erreichung oder Nichterreichung. Schlund hat die Zwecke, die er durch diese Reise erreichen wollte, helle gedacht und glücklich erreicht.

Sie war ihm Mittel zur vielseitigen Bildung des Verstandes, zur Erheiterung seines Gemüthes, zur Belebung der Religionsgefühle im Umgange mit guten Menschen, zur Wiedererneuerung der alten und Knüpfung neuer Freundschafts-Bande, und wohl auch zur Restauration der leiblichen Kräfte und Festigung der Gesundheit. Er fand auch, was er suchte, neuen Reichthum an Kenntniß und an Heiterkeit des Gemüthes, neues Leben der Religion und der Freundschaft — neue Munterkeit des Geistes und des Leibes.

Die Reise gieng von Buchau am Federsee über Pfulendorf, Heiligenberg, Salmansweil, Meersburg, Constanz nach Frauenfeld, Winterthur, Zürich, Luzern, Schwitz, Unterwalden, und von da über Luzern, Baden, Schafhausen, Stockach, Mengen nach Buchau zurück.

Pfulendorf, den 26. Aug. 1804.

In der heitersten Gemüthsstimmung, im Vorgefühle des auf dieser Reise uns bereiteten reinen Lebensgenusses, trat ich in Gesellschaft der Aeltern meines Zöglings, der Fr. v. Z. und B. v. V. und Carls die Reise nach der Schweiz an. (Er hat es zu bemerken nicht vergessen, daß die Gräfin ihre Jungfrau zu Hause gelassen, um für Freund Schlund einen vierten Platz im Wagen zu gewinnen).

Sein Reiseherbarium fing er in Pfulendorf mit einem Geranium paludosum etc. an, und bereicherte

es besonders in dem schönen Schweizerlande gar sehr. Er hat aber noch ein anderes Herbarium von lauter ausländischen Pflanzen, die einer ganz andern Sonne, als die unserm Planeten leuchtet, ihre Erziehung und ihre Reife zu verdanken haben, gesammelt — in seinem Gemüthe, denn die lassen sich nicht so zwischen Blättern einlegen, wie jene. Menschen kennen zu lernen oder wieder zu sehen, die ein desiderium sui zurücklassen, indem sie in diesem Lande des Entstehens und Vergehens als lebendige Sinnbilder des Ewigen, das Bedürfniß nach dem Ungebornen und Unsterblichen kräftig anregen und die sichere Stillung desselben verpfänden — das war ein rechtes gaudium für ihn, wie er es nannte. Nach dem Menschen — war ihm heilig die Natur, als ein zwar ungleich geringeres aber doch ewig unausdenkliches Bild des Göttlichen.

In dieser Hinsicht hat er die schönsten Aussichten, die er genossen, und die höchsten Puncte der Berge oder andrer Stellen, die sie ihm gewährt haben, fleißig bezeichnet. Einige sind auch ausgemahlet, z. B. die auf dem Heiligenberge 27. August.

Nach einer Fahrt von zwey Meilen durch Wälder und beschränkte Gegenden, wo das Land nur unmerklich sich erhebt, fanden wir uns hier auf einmal wie durch einen Zauberschlag auf eine Bergspitze versetzt: eine unübersehbare paradiesische Fläche, mit Städten, Flecken, Wäldern, Flüssen und den reich-

sten Fluren liegt vor uns: in weiter Ferne der Bodensee und der Untersee: die ganze Scene wird durch die majestätischen Schweizeralpen begränzt, die denen, die aus Schwaben kommen, hier das erstemal erscheinen und in das staunende Auge fallen. Die Schauergefühle der Schauenden lösen sich allmählig in Entzücken auf....

Anfangs giengen wir alle, nachher ich allein, zu Fuße, den Berg herab bis nach Salmansweil, botanisirend und den Nachgeschmack dieser Scene fortgenießend.

In der Abtey Salem sahen wir die Kirche mit geschmackvollen Altären und Statuen aus Marmor und Alabaster geziert.... Ich konnte nicht ohne Schmerz und Indignation an die Gegenwart denken, das ist, an die Auflösung und Zerstörung alles dessen, was hier der schöne Fleiß und das heilige Gefühl der Religion durch Jahrhunderte und für Jahrhunderte gebaut hat. Den Segen der Vorwelt auf die Nachwelt bringen — durch Erhaltung und durch Verbesserung, ist Pflicht und Würde der Mitwelt; das Erbe der Vorzeit zerstören, das Seyende in Nichts verwandeln — kann doch nur Rüge und Fluch mit sich bringen.

28. Aug. — 4. Sept.

Drey meiner Mitschüler an der Universität, die sich in Liebe zu mir gleich geblieben sind, in Constanz,

Luzern und Meggen zu überraschen, war ein Fest für mich, das den schönen Frühling des Lebens magisch zurückruft, und wirklich verjüngt — den Geist wenigstens.

Die Wechselgespräche zwischen ihm und seinen Freunden schließt die Empfindung: So ist denn eine schöne, treue Seele, die ihres Ursprungs eingedenk, das Heimweh nach ihrem Vaterlande nur durch neue Verschönerung ihres tiefsten Fondes sich erträglich zu machen weiß, doch noch ungleich schöner, als eine ganze Welt von den auserlesensten Naturschönheiten —.

Gestärkt durch die Reise, kehrte er mit neuem Muthe an sein Tagewerk zurück, das ihm durch die lieblichen Erinnerungen an gesehene Freunde und genossene Freuden versüßet ward; denn es regte sich in ihm, bald leiser, bald kräftiger eine Sehnsucht nach der Seelensorge, ob er sie gleich durch den entschlossensten Muth zur Ausfüllung seines neuen Berufes, niederzubeugen und in den Schranken der Pflichttreue zu halten wußte.

Ob er gleich als Hofmeister von dem eigentlichen Amte der Seelensorge isolirt war, so ergriff er doch jeden Zeitabschnitt, den ihm sein Beruf frey ließ, sich in der Seelensorge zu üben, und da, wohin ihm das Vertrauen winkte, zu predigen, Beicht zu hören, oder Kranke zu besuchen. In den Kirchen zum hl. Paul, zu St. Clara, zu Degernheim ꝛc. verkündete er Gottes Wort, nie ohne Vorberei-

tung und stets mit neuer Begeisterung, die das Gefühl der heiligen Liebe nicht waise läßt. — In der seinem Hause angränzenden St. Cassianskirche lieh er, als Gewissensrath, den Beichtenden Ohr und Herz, und spendete das Sacrament der Absolution mit Salbung und Würde.

Was ihm den heitern Beruf der Erziehung trübte, war ein Uebel, das oft wiederkehrte, und nie ganz gehoben ward: er litt an Magenbeschwerden und an Verstopfung. Wer den Einfluß nicht kennt, den die Gefühle der Krankhaftigkeit auf unser innerstes Leben haben, der weiß auch nicht, was für ein Muth dazu gehöre, auf dem saurem Pflichtwege so fortzuwandeln, als wenn sie nicht da wären. Und, wenn schon kein Sterblicher diese Stufe der Selbstherrschaft so bald erreicht haben mag: so ist doch das Ringen darnach schon groß: conari in magnis pulchrum. Daß übrigens der Kampf gegen dies häusliche Uebel, denn es war ja in dem seiner Seele nächsten Gebiete, auch auf seinem Gesichte Spuren zurücklassen mußte, die keine Selbstbeherrschung verwischen kann, wird wenigstens keinem Kenner des stetigen Ineinanderwirkens zwischen den höhern und niedern Mächten des Menschen fremde seyn. Vielleicht war dies Uebel auch die Wurzel seines frühen Todes.

Das Jahr 1809, das für Regensburg ein Schreckens- und Leidensjahr geworden, indem Napoleons

Sieg bey Eckmühl Sturm und Brand und das ganze Elend des Krieges über die alte, durch die Geschichte des Reichstags ꝛc. berühmte Stadt verhängte, brachte auch für Schlund mehr als bloßen Stoff zur Theilnahme mit. Denn er ward auf dem Wege zum Großvater seines Zöglings ziemlich unsanft mitgenommen. „Die Gasse,“ heißt es in seinem Tagebuch von dem 25. April 1809, „fand ich voll Franzosen; zwey folgten mir, zu denen sich gleich mehrere gesellten, und diese plünderten mich rein aus. Ich hatte meine zwey Uhren, mein Gold- und Silbergeld, und noch einiges von Werth zu mir gesteckt, weil ich, fürchtend, unser Haus möchte ein Raub der Flamme werden, mich und mein geringes Besitzthum durch Flucht retten wollte.

Da kam ich aber aus bloß gefürchtetem Regen unter die reelle Traufe — plötzlich fand ich mich um etliche hundert Gulden ärmer, als ich zuvor war. Von da gieng ich wieder nach Hause, legte meine besten Kleider in Schränke, trug sie in das Gewölbe, und gieng dann in die fürstliche Kanzley: da fand ich die westerholtische Familie in Sicherheit, und erzählte ihr mein Schicksal, das mir jedoch, ich kann sagen, keinen sonderlich schmerzlichen Eindruck gemacht hat, weil in den Tagen des Schreckens die meisten Leiden, und für die meisten Menschen, in der Wirklichkeit doch noch geringer ausfallen mußten als die sind, welche uns in der Erwartung vorschwebten.

Der Graf lies es nicht bey herzlicher Theilnahme bewenden; er wußte mir durch mancherley Geschenke allmählig meinen Verlust zu vergüten.

Die Nacht und den ganzen Morgen dauerte die Plünderung fort; die Keller wurden geleert, die Fäßer eingeschlagen, Bier und Wein floß in den Straßen umher. Tags darauf erhielten wir für unser Haus ein Sauve garde und gegen zwey Uhr zog die Familie wieder in ihr Haus ein. Wer mag die Schrecken- und Gräuelscenen auch nur nennen, die wir in diesen dreyßig Stunden überstanden hatten? Aber meinem Gemüthe ward bald wieder die vorige Ruhe geschenkt in Zuversicht auf den, der bisher geholfen hat, und noch ferner durchhelfen wird."

In eben diesem Jahr 1809, wie denn Leiden und Freuden wechseln, ward seinem liebenden Herzen die schöne Freude zu Theil, daß er seinen Bruder Alois in Wallerstein besuchen, und am 1. Hornung die Verbindung desselben mit der trefflichen Maria Haller am Altare einsegnen konnte. Diese Freude ward für Schlund und die Seinen doppelt schön; denn, wie die Religion alles Natürliche heiliget: so heiligete sie auch die brüderliche Liebe und erhöhte sie, indem sie ihr neue Weih' und Schönheit verlieh.

Um der königlichen Verordnung, welche die Concursprüfung als letzte Befähigung zum Antritte des Pfarramtes vorschreibt, Folge zu leisten, gieng er im Julius 1809 nach Eichstädt zum ausgeschriebenen

Pfarrconcurse, und seine gediegenen Antworten, mündliche und schriftliche, so wie die Probepredigt, die er gehalten, räumten ihm unter den vielen fähigen Candidaten den ersten Platz ein.

Seine Gewandtheit, vorerst das, was in Fragen unbestimmt war, oder zu seyn ihn dünkte, genau zu bestimmen, um nachher den Antworten selber mehr Klarheit und Gründlichkeit zu verschaffen, und seine Mannhaftigkeit in Wort, Blick und Geberde, machten einen solchen Eindruck auf die prüfenden Lehrer und ihren Vorstand, den Kreisschulrath, daß ihm nach einigen Jahren, als er die Pfarrerstelle zu Marktoffingen angetreten hatte, die Districtsschulinspection aufgetragen ward.

Sein stilles Leben im Kreise der Seinen.

Nach geschlossener Erziehung des jungen Grafen Westerholt trat Schlund am 4. Sept. 1811 seine letzte längst im Herzen vorherbestimmte Reise nach Straßburg an, seine Tante und Schwester nicht mehr auf Augenblicke zu besuchen, sondern sie vorerst in seine Hütte nach Regensburg, und denn sobald ihm die Providenz die Thüre zu einer Pfarrgemeine öffnen würde, in sein Pfarrhaus zu verpflanzen. Die Hin- und Her-Reise war ein lauter Freudenfest für ihn; denn die Verwandten-Liebe, die in seinem Herzen neu auflebte, die Aussicht auf eine schöne Zukunft, die Rücksicht auf sein vollbrachtes Tagewerk und sein offner, freyer Sinn für freyes Wallen in der Natur und in der Welt, waren auf der ganzen Reise seine treuen Begleiter. Am 19. Sept. war er in Straßburg, und nachdem das unbewegliche oder nicht leicht überführbare Gut der Tante verkauft, und alles zum Abziehen fertig war, trat das friedliche Kleeblatt die Rückreise an, und hielt am 14. November seinen stillen Einzug in Regensburg. Schlund bezog daselbst mit seinen Lieben eine Privatwohnung, die ihm die Gräfin Westerholt in seiner Abwesenheit mit ihren Meublen verschönert hatte. Der Graf bot ihm freyen Tisch an — er aber schlug das Angebot freundlich aus, um mehr den Seinen leben zu können. Dabey behielt er für sein voriges Verhältniß noch gleiches Interesse, und gab noch täg-

lich von 5 bis 6 Uhr abends den westerholtischen Töchtern Unterricht in ihrem Hause. Auch im Gambertischen Institute erklärte er den katholischen Mädchen, in der Woche dreymal, die Religionslehre. Uebrigens lebte er selig im Kreise der Seinen. Deus nobis haec otia fecit, schrieb er in sein Tagebuch.

Er las den Seinen vor, betete mit ihnen, predigte auf dem Lande und in der Stadt, und vorübte sich auf das ersehnete Pfarramt.

Sein Pfarr-Antritt.

Diese Vorübung gelangte früher am Ziele an, als er es zur Zeit selbst nicht erwartet hätte, und sein so oft unterdrücktes Heimweh nach einem Pfarramte ward endlich auf eine ihn doch noch überraschende Weise gestillt.

Er hatte, bey dem Austritte aus dem Hause des Grafen, durch die bevorkommende Güte des Fürsten Thurn und Taris ein ansehnliches Wartgeld und zugleich die Versicherung erhalten, daß ihm die Präsentation auf eine der bessern Pfarrerstellen werde ertheilet werden. Mittlerweile ward die Pfarre Marktoffingen leer und durch eine besondere Auszeichnung, die ihm der Fürst von Wallerstein angedeihen ließ, fiel das schöne Loos auf unsern Matthias, daß er als Pfarrer in Marktoffingen, wo er ehmal als Pfarrvikar gestanden hatte, präsentirt und von seinem Generalvicariate investirt ward.

Am 29. April 1812 hielt er seinen Pfarraufzug in seiner Gemeine, den er in seinem Tagebuche mit dem prophetischen Worte bezeichnete: Möge er für mich und meine Gemeine auf immer gesegnet seyn! Seine Tante und Schwester zogen mit in das Pfarrhaus ein, jene als Schutzgeist, ehrwürdig durch Alter, durch Gottseligkeit und durch klugen Rath, der ihr in reicher Fülle inwohnte, diese als seine Haushälterin, fleißig, treu und gehorchend dem Winke des Hausherrn.

Der Pfarrer in Marktoffingen.

Mit gediegenem Geiste trat der neue Pfarrer auf, denn seine Vorübungen, seine Erfahrungen, seine Schicksale, und die vielseitige Bildung, deren er sich im Umgange mit sich und mit der Welt, mit Lebendigen und Todten, ermächtiget hatte, gaben allem, was er im Gebiete seines Amtes that, das Gepräge des besonnenen Ernstes, der Ruhe- und Würde-vollen Andacht, der freyen Umsicht und des beharrenden Muthes.

Die Antrittsrede, die ich unverändert mittheile, war der Typus seines ganzen Pfarrerlebens. Was er darin sich selber als Gesetz und Muster vorbildete, das prägte sich in seinen Handlungen aus.

Antrittsrede,

gehalten in

Marktoffingen am 5. Sonntage nach Ostern 1812:

Amen, amen, dico vobis! quidquid petieritis patrem in nomine meo, dabit vobis. (*Joh.* 16. 23.)

Anbetend beuge ich mich zuerst vor Dir, Herr und Vater meines Lebens, weiser, liebevoller Lenker der Lebenswege eines jeden Einzelnen unter den Geringsten Deiner Menschenkinder, wie der Schicksale und Begebenheiten ganzer Länder und Völker in dem Laufe von Jahrhunderten! Du lenkst auch alle meine Wege mit Vaterliebe, mit Huld und Gnade, wie sie mir und meinen Mitmenschen, mit denen Du mich in Berührung setzest, zum Heile gereichen. Zehn Jahre sind es, daß ich von dieser Pfarrgemeine, von diesem Tempel, von dieser heiligen Lehrstätte der Wahrheit, wo ich diesem Volke Deine Heilslehre verkündigte, mich trennen mußte, weil Du mir in der Ferne einen andern Kreis des Wirkens angewiesen hattest. Und nun rufest Du mich wieder zurück, um mich durch ein noch näheres und engeres Band mit dieser, meinem Herzen immer theuer gebliebenen Pfarrgemeine zu vereinigen. Es ist Dein Wille, daß ich als Hirt der von Dir mir anvertrauten Heerde, als Vater, Führer, Rathgeber, Tröster dieser von Dir mir übergebenen, unsterblichen, mit dem Blute Deines Sohnes erlösten Menschenseelen, sie zu ihrem ewigen Heile,

zu Dir leiten solle. Angebetet seyen Deine Führungen, gepriesen sey Dein Name, geheiligt werde er durch jedes Wort der Wahrheit, das ich heute und in Zukunft von dieser geheiligten Stätte aus zu ihnen sprechen werde!

Ja, Du rufst mich, den schwachen, unwürdigen Arbeiter zum Dienste in Deinem Weinberge; Du überträgst mir das Lehr- und Hirtenamt an dieser christlichen Gemeine. Diese Ueberzeugung, die durch die Lenkung der Umstände und der Herzen der Menschen sich in mir gebildet und befestiget hat, giebt mir den Muth, freudig zu beginnen die Führung des Amtes, das Du mir aufgetragen hast, nicht zu verzagen bey dem Gefühle meiner Ohnmacht, meiner Schwächen auf einer, und der Pflichten und Lasten der Seelensorge und der schwer drückenden Zeit auf der andern Seite. Deine Kraft ist ja mächtig in den Schwachen, und alle Gnade und aller Segen des Gelingens kommt von Dir; der da pflanzet und säet, ist nichts, sondern Du Gott, der Du das Gedeihen giebst, bist alles. So sey denn auch Du meine Kraft, mein Ruhm, meine Stärke! hilf mir vollenden Dein Werk, darum bitt ich Dich im Namen Deines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi! Amen.

Meine andächtige, auserwählte, in Christo dem Herrn versammelte Pfarrgemeine! So stehe ich denn nach einer Trennung von mehrern Jahren wieder vor euch, um von eben diesem Lehrstuhle euch das Wort

Gottes, das ihr ehmals mit gutem, aufmerksamen Herzen aus meinem Munde gehört hattet, wieder zu verkünden. Als Gehülfe, als Stellvertreter eures Seelensorgers stand ich damals unter euch, und nachdem ihn der Herr der Aernte abgerufen hat, um ihm, wie wir hoffen, den Lohn eines treuen Arbeiters zu ertheilen, trete ich, als Pfarrer, wieder an seine Stelle: so fügte es Gottes väterliche Liebe und Weisheit. Wohl seyd ihr, meine theuren Pfarrkinder, mir und ich euch zu einem großen Theile fremd geworden, da wir in so vielen Jahren einander nie wieder gesehen haben. Viele, die damals im Greisenalter standen, sind in ihre ewige Ruhe eingegangen, die Männer sind dem Greisenalter näher gerückt, die Jünglinge Männer geworden, — die damalige Schuljugend ist zum Theile schon in die Zahl der Hausväter und Hausmütter eingetreten, zum Theile ist sie, als Chor der Jünglinge und Jungfrauen, die Hoffnung und die Blühte dieser Pfarrgemeine, und ein anderer hoffnungsvoller Nachwuchs von Kindern, diesen zarten Lämmern in der Heerde Christi, ist an ihre Stelle getreten. Welche Veränderungen aber immer der unaufhaltsame Strom der Zeit herbeygeführt haben mag, wir werden uns bald wieder kennen lernen, werden gemeinschaftlich unser Seelenheil fördern, wenn Zutrauen und Liebe, heilige Pflichttreue beyde Theile beseelet. Dies soll heute unser Entschluß, dies der Gegenstand meiner ersten Predigt an euch, theure Pfarrkinder! seyn. Mir sind heilige und schwere Pflichten aufgetragen worden, indem ich zu eurem Seelensorger berufen bin;

diese will ich mir in dieser Stunde vergegenwärtigen, und mich zur gewissenhaften Treue gegen dieselben selbst ermuntern. Aber auch ihr habt große Pflichten gegen den euch von Gott gesetzten Seelensorger; diese will ich euch auch vortragen, auch euch will ich zur treuen Befolgung derselben im Namen des Herrn ermahnen. Weil aber unser auch noch so ernster und guter Wille schwach und hinfällig ist, aus sich selbst der Erfüllung und der Beharrlichkeit bis ans Ende sich nicht getrösten kann, weil es nach den Worten des Apostels Gott ist, der in uns das Wollen und Vollbringen wirken muß, durch seine Kraft: so lasset uns bey Erwägung unsrer neu übernommenen Pflichten zu Gott aufblicken, zu Gott flehen um Kraft zur Treue und Beharrlichkeit. Bey ihm dürfen wir Stärke suchen, bey ihm allein werden wir sie finden. — Wie tröstlich versichert uns dieses die zu meinem Vorspruche gewählte Stelle aus unserm heutigen sonntäglichen Evangelium: „wahrlich, wahrlich sage ich euch, was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben!" Das ist es ja gerade, was wir bedürfen, was mich und euch bey Uebernahme unsrer neuen gegenseitigen Pflichten ermuntern, trösten, mit Muth beleben kann. Wir dürfen im Namen Jesu mit Zutrauen um das bitten, was wir nöthig haben, was ich, um ein treuer Seelensorger, und ihr, um gottgefällige, eurem Seelensorger zum Trost und zur Freude gereichende Pfarrkinder zu seyn, bedürfen; so wird er es uns geben, so werden wir unsre Pflichten

erfüllen, und in edlem Wetteifer unsre Seelen selig machen können.

Wir halten uns also in dieser Gott geweihten Stunde an diese himmlisch erquickenden Worte Jesu und erwägen:

I. Um was ich als angehender Seelensorger heute im Namen Jesu zu bitten habe,

II. Um was ihr als Pfarrkinder im Namen Jesu bitten sollet. — Dieses recht zu erkennen und es dann aus ganzer Seele in Deinem Namen von Deinem Vater zu erbitten, das lehre uns Du, treuer oberster Hirt der Seelen, die Du mit Deinem Blute erkauft hast, dies lehre uns heute, wo ich das erstemal an diese von Dir mir anvertraute Heerde als ihr Hirt rede in Deinem Namen.

I.

Wahrlich, wahrlich sage ich euch, was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben. Ließe sich für mich eine tröstlichere, und köstlichere Verheissung denken, meine Theuren, als diese in den Worten unsers heutigen Evangeliums enthaltene Verheissung Jesu?

Wir Menschen sind mit so vielen Bürden belastet, von so vielen Bedürfnissen gedrängt, mit so vielen Schwächen umgeben, von so vielen Gefahren bedroht auf dem Wege nach unserm großen Ziele, das

wir als Menschen und Christen erreichen sollen, daß wir, so wenig als ein schwaches unmündiges Kind sein irdisches Leben ohne pflegende Menschenhände erhalten könnte, eben so wenig unsre ewige Bestimmung erreichen würden — ohne Gottes leitende Vaterhand, ohne seine mannigfaltig uns segnende Hülfe und Gnade. Diese sichert uns aber Jesus zu in den Worten unsers Evangeliums, und sichert sie uns zu mit der Betheurung seiner heiligen Wahrhaftigkeit: „wahrlich, wahrlich sage ich euch, was ihr immer den Vater bitten werdet —" also keine Noth, kein Anliegen, kein Bedürfniß ausgenommen, das wird er euch geben; aber wir müssen in seinem Namen bitten; „was ihr in meinem Namen den Vater bitten werdet," wir müssen bitten im festen kindlichen Vertrauen auf seine Verdienste um die Menschheit, auf die Rechte, die er uns erworben hat, Kinder Gottes zu heissen und zu seyn; wir müssen bitten um die Gaben, um die er selbst an unsrer Stelle beten würde, und mit der Zuversicht, mit der Ergebung, mit der er, während seines Erdelebens, zu seinem Vater gebeten hat — das heißt im Namen Jesu beten.

Was kann, was soll also ich heute im Namen Jesu seinen und unsern Vater bitten — damit ich bete im Geiste des Sohnes? Bitten soll ich 1) um Weisheit und Kraft, das Evangelium Jesu Christi rein und treu und muthvoll euch zu verkündigen; denn dies ist die erste Pflicht meines übernommenen Hirtenamts. Jesus selbst hat es den Dienern

seiner Kirche aufgetragen: „Gehet hin und lehret alle Völker; lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe, und sein Evangelium ist die Lehre des Heiles, ist, wie Paulus sagt, Kraft Gottes und Weisheit Gottes, ist nicht Menschen, sondern Gottes Wort, das die Seelen selig machen kann. Die Apostel haben ihr Leben dafür mit Freuden ausgesetzt, unzählbare Märtyrer haben es mit ihrem Blute versiegelt, die Bekenner durch ein heiliges Leben bewähret. Allen, die da selig werden, ist es ihr Stab und ihre Stütze in diesem Pilgerlande, bis sie das himmlische Vaterland erreichen. Es ist der Inbegriff aller Forderungen, aller Verheissungen Gottes an die Menschen; die ewigen Rathschlüsse Gottes hat sein eingeborner Sohn uns bekannt gemacht; was er im Schooße des Vaters gesehen und erfahren, hat er uns mitgetheilt; wie wir gesinnt seyn sollen gegen Gott und die Menschen, wie wir heilig, gerecht und gottselig leben, woran wir uns halten, womit wir uns in allen Leiden und Stürmen des Lebens trösten können; was wir von Gott in diesem Leben, und was wir nach dem Tode von ihm hoffen und erwarten dürfen, welches Loos den Frommen, welches den Sünder einst treffen werde; — dieses alles hat uns der göttliche Lehrer geoffenbart, seiner Kirche als heiliges Vermächtniß hinterlassen, und wir Diener seines Evangeliums, Lehrer der christlichen Gemeinen sollen diese himmlischen Schätze bewahren, austheilen unter alle Glieder seines Leibes, sollen es den Kindern und Erwachsenen, den Sündern und den Gerechten, den Leidenden und den Fröhlichen

beybringen durch Unterricht, durch Ermahnung, durch Zurechtweisung mit Ernst und mit Liebe, mit Eifer und Geduld, mit unermüdeter Treue und Beharrlichkeit. Das muß also mein Gebet seyn zum Vater im Namen Jesu, daß ich in diesem mir anvertrauten Berufe Treue beweise, daß ich nicht Trägheit, nicht Gemächlichkeit, nicht Menschenfurcht, nicht Ansehen der Person von meiner Pflicht, Gottes Rathschluß allen mir anbefohlenen Menschenseelen zu verkünden, mich abhalten lasse, damit ich, wie einst Paulus bey seinem Abschiede von der Gemeine zu Ephesus, sagen könne: ich bin rein von dem Blute eurer aller; ich habe nichts unterlassen, den ganzen Rathschluß Gottes euch bekannt zu machen.

Das Amt des Seelensorgers beschränkt sich aber nicht bloß auf die Verkündigung des Evangeliums, auf das Lehramt im engsten Sinne. Der Seelensorger soll auch Hirt seyn der ihm anvertrauten Heerde, der sie auf guten Auen weide; er soll sich auch nach dem Beyspiele des obersten Hirten der Seele eines jeden Schäfgen mit Hirtentreue annehmen, soll sie alle vor Räubern und reissenden Thieren schützen, soll die irrenden zurechtweisen, die verirrten aufsuchen, die kranken heilen, soll als ein guter Hirt sein Leben dargeben für seine Schafe. Bitten soll ich also, bitten werde ich im Namen Jesu, daß er mir 2) Die wahre Hirtentreue gegen die mir übergebene theure Heerde durch seinen Geist in das Herz gebe, daß er in mir den

Eifer belebe und ihn in meinem Herzen nie sinken lasse, mich des Heiles einer jeden mir anvertrauten Seele gewissenhaft anzunehmen, damit ich rein sey von dem Blute aller, damit keine verloren gehe durch meine Schuld. Nicht aus meinem Auge darf und will ich lassen die liebe Jugend unsrer Gemeine, damit sie auferzogen werde in dem Gehorsam und der Furcht Gottes, damit sie angehalten werde zur nützlichen Thätigkeit, unterrichtet werde nicht nur in den Wahrheiten des Heils, sondern auch in allen nützlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten ihres Standes und künftigen Berufes. Wachen will ich über sie, wenn Aergernisse und böse Beyspiele der Erwachsenen ihre Unschuld bedrohen; flehen und ermahnen will ich die Aeltern, sie zur Frömmigkeit zu erziehen; beschwören will ich sie bey ihren heiligsten Pflichten, daß sie nicht selbst durch fleischlichen Zorn und Heftigkeit die zarten Gemüther erbittern, nicht durch ein böses Leben ärgern, nicht durch lästerliche Reden, durch Flüche und Verwünschungen die Keime der Sittsamkeit, der Sanftmuth, der wohlwollenden Liebe, der Ehrfurcht gegen diese ihre ersten Wohlthäter, Lehrer und ihre Obrigkeiten in ihren Herzen ersticken: weil sie selbst von Gott und der Natur zu den ersten Seelensorgern ihrer Kinder aufgestellt sind, und schwere Rechenschaft von ihren älterlichen Pflichten ablegen müssen; meinem Hirtenauge entgehe kein Glied der Pfarrgemeine, keines aus der erwachsenen Jugend; keines soll durch meine Schuld die geheiligten Tage des Herrn

im Müßiggang, in ärgerlichen Gesellschaften, bey Trinkgelagen entheiligen, keines den öffentlichen Gottesdienst versäumen, keines seine Dienst- und Berufspflichten vernachläßigen, keines auf gefährlichen Wegen gehen, das ich nicht warne, keines der Verführung ausgesetzt seyn, das ich nicht mit Ernst und Liebe davor zurückhalte. Jeden Sünder soll und will ich trachten zur Buße, jeden Verirrten von seiner Pflicht und von seinem Gott, auf den Weg des Heils zurückzubringen. — Alle Zwietracht unter Eheleuten, unter Nachbarn, unter den Gliedern der Gemeine werde ich als Diener des Gottes des Friedens streben beyzulegen, die Getrennten zu vereinigen, und das Band der Liebe in dieser christlichen Gemeine zu erhalten und zu befestigen. Anempfohlen müssen meiner Sorgfalt bleiben die Leidenden, die Betrübten, die Kranken, die Sterbenden, daß ich sie tröste mit dem Worte Gottes, daß ich ihr Gemüth stärke im Vertrauen und in der Ergebung an den Vater im Himmel, daß ich ihren Blick hinaufrichte von den vergänglichen Erdeleiden und Erdegütern auf die himmlischen und ewigen Freuden, die das Erbtheil der Frommen sind, und auf die Krone der Vergeltung in dem bessern Leben. — Damit ich nun alle diese mannigfaltigen Pflichten an euch allen, m. th. Pfarrkinder, und an jedem einzelnen erfülle, dazu bedarf ich ja wohl der Kraft aus der Höhe; werde gedungen zu bitten den Vater im Himmel im Namen seines Sohnes: Vater, sende mir Deinen heiligen Geist, der mich erleuchte, der mir die Weisheit, den Muth, die Liebe und

Geduld verleihe, daß ich wandelnd in Mitte der meiner Pflege Befohlenen, allen alles werde, was ich ihnen werden kann, daß keiner verloren gehe durch meine Schuld!

Denn, wenn nicht Gott mir Muth, Festigkeit, Beharrlichkeit verliehe, wie würde ich schwacher, mit Gebrechlichkeiten beladener, durch Hindernisse und Widerstand leicht niedergebeugter Mensch, die schweren Pflichten eines solchen Amtes erfüllen können? Muß ich mich nicht auf Undank, auf Widerstand, auf Lästerung von vielen Seiten gefaßt machen? Ich soll im Namen Gottes, kraft der mir aufgetragenen Pflicht, den Aergernissen steuern, den Verführer der Unschuld und Tugend bestrafen, ihm seine gehoffte Beute aus der Hand reissen, soll den Heuchler entlarven, den eingebildeten Gerechten aus seiner falschen Sicherheit aufwecken, dem feindlich Erbitterten die Vergebung des erlittenen Unrechts, die Feindesliebe, dem falschen Lästerer die Widerrufung der Verläumdung, dem Ungerechten die Zurückgabe des sündhaft erworbenen Gutes mit unnachsichtlicher Strenge auflegen: wird nicht die Stimme der Wahrheit, der Ernst des Gesetzes den beharrlichen Sünder gegen die strenge Forderung und gegen den, der sie ihm aufleget, aufreizen und empören? wird sich nicht die Feindseligkeit des verdorbenen Gemüthes gegen die bestrafende Wahrheit, auch gegen den Verkünder derselben offenbaren, wird er nicht von den in sinnliche Lüste Versunkenen als Freudenstörer, als Feind ihrer Vergnügungen und Lebens-

freuden angesehen werden, wenn er ihre Gelüste verdammt, wenn er sie zur Mäßigkeit, zur Keuschheit, zur Nüchternheit unabläßig auffordert? wird die Stimme des Hirten, wenn er einzelne Glieder in der Gemeine, die Aergerniß stiften und böse Beyspiele geben, mit Ernst und Liebe unter vier Augen zurechtweiset, ermahnt, bestraft, immer in Liebe aufgenommen werden? wird sie nicht Abneigung und Erbitterung gegen ihn erregen? O, meine theure Christengemeine! — Gewiß wird die Geduld, die Pflichttreue des Seelensorgers mit manchem Widerstande, mit schweren Hindernissen zu kämpfen haben, und er hat tausend Ursachen zu flehen zum Vater im Namen Jesu, daß er ihn ausrüste mit Muth und Kraft, um nicht zu erliegen unter seiner Bürde, nicht läßig zu werden in dem heiligen Eifer seines Amtes.

Endlich, meine theure Pfarrkinder! wird nicht nur die Treue im Lehren, im Ermahnen und Zurechtweisen, die gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten von dem Seelensorger gefordert; er soll auch durch seinen Lebenswandel seinem Worte Nachdruck geben, soll die Lehre der Vollkommenheit selbst ausüben, die er andern verkündigt, soll, mit den Worten Jesu zu reden, als eine Stadt auf dem Berge, als ein Licht auf dem Leuchter sein Licht leuchten lassen vor den Menschen, damit sie seine guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen; er soll mit Paulus sagen können: seyd meine Nachfolger, wie ich Christo nachfolge. Wie kann er aber diese hohe Forde-

rung erfüllen, wenn er nicht im Namen Jesu zum Vater flehet um die Kraft, sein Herz und sein Leben täglich zu reinigen von allen anklebenden Flecken und Gebrechen, seinen Wandel nach den Lehren des Evangeliums, nach dem Vorbilde Jesu und seiner Jünger einzurichten, in aller Demuth und Liebe, und Keuschheit und Mäßigkeit und Geduld?

So groß, so schwer, so mannigfaltig sind die Pflichten eines Seelensorgers, die ich nun nach der Fügung Gottes an euch, meine in Gott geliebten Pfarrkinder, übernehmen soll. Ihr Umfang und Gewicht würde meine Seele niederbeugen, wenn mich nicht das Trostwort unsers heutigen Evangeliums aufrichtete: „Alles, was ihr ꝛc.“ Diese Verheissung ist mein Trost und meine Stütze, auf sie hin wage ich es unter Gottes Beystand mein Amt anzutreten, und täglich werde ich den Vater bitten im Namen Jesu, daß er mich hiezu selbst tüchtig mache, und daß er mir alle Kraft ertheile, die ich bedarf, um meinen Beruf mit Treue zu erfüllen.

Aber auch ihr, meine Pfarrkinder, habt gegen euren Seelensorger heilige Pflichten, und ich will euch noch kurz zeigen, um was ihr den Vater im Namen Jesu bitten sollet, im zweyten Theile.

II.

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch rc.“ —

Wenn euer Seelensorger, meine Theuren! schwere und große Pflichten hat, die er mit dem ihm von Gott anvertrauten Hirtenamt übernommen, wenn er in dem Hinblick auf dieselben so dringend aufgefordert ist, den Vater zu bitten im Namen Jesu, daß er ihm Treue und Beharrlichkeit, Demuth und Liebe, Segen und Gedeihen verleihen wolle: so werdet ihr, meine theuren Pfarrkinder! wohl auch wichtige Pflichten gegen euren Seelensorger haben; ihr werdet für eure eigenen Seelen wenigstens eben diese Treue, diesen Eifer, diese Wachsamkeit anwenden müssen, um sie zu retten und selig zu machen, welche der Seelensorger kraft seines Amtes beweisen muß. Gewiß werdet ihr also gern diese eure Pflichten gegen euren Seelenhirten und sein ihm anvertrautes Hirtenamt von mir vernehmen, damit auch ihr wisset, um was ihr heute den Vater bitten sollet im Namen Jesu.

Da es die erste Pflicht des Seelensorgers ist, wie ihr im ersten Theile gehört habt, seine Gemeine zu weiden, und mit dem Worte Gottes ihr das Evangelium Jesu Christi treu und rein zu verkündigen: so ergiebt sich daraus von selbst 1) die Pflicht der Pfarrgenossen, das Evangelium zu hören, es in das Herz aufzunehmen, es im Herzen und im Wandel Frucht bringen zu lassen, und, wenn der See-

lensorger darüber Rechenschaft geben muß, ob und wie er das Wort Gottes verkündigt habe, werdet ihr nicht auch gleiche Rechenschaft vor dem ewigen Richter zu geben haben, ob und wie ihr dasselbe gehört, dasselbe euch zu Nutzen gemacht und befolgt habet? Wer aus Gott ist, sagt unser Erlöser, der höret Gottes Wort; ihr hört es nicht, wirft er den Pharisäern vor, weil ihr nicht aus Gott seyd. Und, wo solltet ihr es anders, wo solltet ihr es lieber hören, als in eurer Pfarr- und Mutterkirche, wo es euch von eurem eigenen Hirten im Namen Jesu verkündiget wird, der euch auf die rechte Weide führen, euch allen Willen Gottes, kraft seines Amtes, bekannt machen muß? Kommet also, meine theuren Pfarrkinder, recht fleißig in die sonn- und festtäglichen Predigten eures Pfarr-Gotteshauses; versäumet außer dem Falle eines dringenden Hindernisses, keine derselben.

Die Predigt des Evangeliums ist ein wesentlicher Theil des sonntäglichen Pfarr-Gottesdienstes und zur Heiligung der Tage des Herrn und seiner Heiligen so nothwendig, so ernstlich geboten von Gott und von der Kirche, als das Anhören der heiligen Messe. Kommt immer zur rechten Zeit, um nicht Störung und Unordnung durch verspätetes Eintreten in die Kirche zu verursachen, kommt mit willigem, aufmerksamen, des Guten empfänglichen Gemüthe, jedesmal mit dem ernsten Vorsatze, euch in euren Christenpflichten besser unterrichten, zur treuen Befolgung derselben auf's neue ermuntern zu lassen, mit dem Vorsatze des Vol-

kes Israel, als ihm Moses am Berge Sinai sein Gesetz verkündigte: „Alles, was uns der Herr durch Dich saget, das wollen wir thun;“ denn das bloße Hören des göttlichen Wortes, obwohl es das erste seyn muß, ist noch nicht hinlänglich zur christlichen Gottseligkeit, es muß ihm die Anwendung, die Befolgung desselben nothwendig zur Seite gehen; denn nicht der bloße Hörer des Wortes, sagt der Apostel Jakobus, sondern der Thäter desselben wird durch sein Thun selig werden. Ihr wisset selbst, wie nach dem schönen Gleichnisse Jesu der Samen von dem Säemann auf sehr ungleiches Erdreich ausgesäet ward, wie ein Theil auf den Weg fiel und von den Vögeln gefressen und von den Menschen zertreten ward, ein Theil auf felsigen Grund fiel und vor der Sonnenhitze verdorrte, ein Theil unter die Dornen, den diese beym Aufkeimen erstickten, und wie endlich nur der Theil, der in gute Erde fiel, 30, 60, 100fältige Frucht brachte.

So kommt es also bey Ausstreuung des besten Samens, bey aller Treue und Eifer des Predigers, vorzüglich auf die Beschaffenheit eurer Herzen, beym Hören auf die Empfänglichkeit eurer Gemüther an, ob das Wort Gottes in euch Frucht bringe oder nicht. Darum habt ihr also ernstlich und dringend den Vater zu bitten im Namen Jesu, daß er eure Herzen bereite, die seligmachende Lehre seines Sohnes mit aufmerksamer, empfänglicher, der Wahrheit gehorchender Seele zu hören, und daß er euch den Wil-

len und die Kraft gebe, die Wahrheiten, die bey Verkündigung des Wortes euer Verstand erfasset, auch im Herzen zu lieben und im Werke zu vollbringen. So nur wird der Zweck der öffentlichen Predigt erfüllet, so werden der Lehrer und die Hörenden gemeinschaftlich Gott verherlichen. Der Seelensorger aber hat, wie wir oben hörten, nicht nur die Pflicht, die Lehre des Evangeliums seiner Gemeine öffentlich und im Allgemeinen zu verkündigen; er muß sich einer jeden der ihm vertrauten Seelen auch insbesondere nach ihrem jedesmaligen Bedürfnisse ernstlich annehmen, er muß der Führer, der Rathgeber, der Freund und Vater jedes einzelnen Gliedes seiner Pfarrgemeine seyn. Damit er aber dieses seyn könne, müsset ihr, meine theuren Pfarrkinder 2) eurem Hirten mit Zutrauen und Liebe entgegen kommen, müsset euch mit euren Seelenanliegen und Bedürfnissen vertrauensvoll an ihn wenden, ihm eure Herzen entdecken, eure Gebrechen vorlegen, eure Zweifel, Aengste, Verlegenheiten bekannt machen; entweder in dem Beichtstuhle oder in vertrauter Eröffnung und Mittheilung auch außer demselben; sein Herz und sein Haus ist euch immer offen bey euren Bedürfnissen; er wird euch rathen, belehren, ermuntern, warnen, zurechtweisen, wo und soviel er mit Gottes Gnade kann, wie ein Vater seine geliebten Kinder; aber ihr müßt auch das Zutrauen, wie gute Kinder gegen ihren Vater, zu ihm haben. Es sagt euch ja schon der bedeutende Name Pfarrkinder, der das Verhältniß einer christlichen Gemeine zu ihrem Seelenhirten ausdrückt, wie ihr gegen euren

Seelensorger gestimmt seyn sollt. — Als seine Söhne und Töchter, als seine Kinder sollet ihr Euch ansehen, kindliches Zutrauen, Liebe, Achtung gegen ihn im Herzen tragen, willig aufnehmen seine Worte der Ermunterung und der Belehrung, treu befolgen was die Pflicht fordert und die Liebe räth, und ihm dadurch die Führung seines Amtes erleichtern, seine Arbeiten und Bemühungen in Segen und Freude für ihn verwandeln. Bittet also, meine Geliebten, bittet den Vater im Namen Jesu, daß er euch diesen kindlichen Sinn der Gelehrigkeit, der Liebe, des Zutrauens, der willigen Folgsamkeit gegen die Stimme eures Hirten in die Herzen lege, daß ein heiliges Band himmlischer Gemeinschaft in allen geistlichen Gütern euch mit ihm verbinde, daß gegenseitiger Wetteifer in Erfüllung der Pflicht und im Streben nach Gottseligkeit, Gottes Segen und Wohlgefallen über unsre Gemeine herabziehe. Wenn ihr vertrauensvoll, wenn ihr mit Demuth und Eifer dieses im Namen Jesu von dem Vater bitten werdet: er wird es euch geben, und der Tag unserer Vereinigung in eine treu = verbundene Christengemeine wird uns für späte Jahre und für die ganze Ewigkeit ein Tag der Freude und des Segens seyn.

Der Seelensorger, haben wir ferner gehört, muß nicht nur seine Heerde weiden und pflegen, er muß sie auch bewachen und beschützen vor Räubern und reissenden Thieren, er muß den Aergernissen steuern, den Verführern entgegenwirken, die Gefahren des Seelen=

heils von allen Gliedern der Gemeine entfernen, wo er kann, oder ihre Herzen dagegen waffnen, wenn er sie nicht entfernen kann. Solltet ihr, meine Pfarrkinder, nicht auch hierin die heilige Pflicht auf euch haben, 3) mit eurem Hirten zu diesem großen Werke getreulich mitzuwirken? Solltet ihr, zuvörderst nicht jeder für sich selbst, alles das vermeiden, ablegen, besiegen müssen, was an eurem Wandel, in euren Worten und Werken den Nächsten ärgern, die Unschuld verführen, die Ehrbarkeit, die Sittsammkeit, die Reinheit verletzen, was den Frieden stören, Zwietracht, Haß und Erbitterung in Familien, unter Gliedern der Gemeine, zwischen Untergebenen und Vorgesetzten hervorbringen kann? Sollten nicht, ehe noch der Seelensorger in Kenntniß kommt und nach seinem Amte abmahnen, warnen, das Böse verhindern muß, Aeltern an den Kindern und Hausgenossen, Geschwister an Geschwistern, der Freund an dem Freunde die Pflicht der brüderlichen Zurechtweisung, Ermahnung, Warnung in Liebe und Ernst ausüben, und Böses verhindern und Gutes fördern, soviel jeder kann? Nur durch das Zusammenwirken der Edlern und Bessern kann das Licht siegen über die Finsterniß, das Reich Gottes über das Reich des Satans, die Gottseligkeit über Sünden und Laster in einer Gemeine. Was vermag ein Mensch, und wenn er mit Engelzungen redete, und wenn er den heiligen Eifer eines Apostels oder Propheten hätte, wenn er allein stehet in dem Kampfe gegen das Böse, wenn ihn Niemand unterstützet, Niemand die Hand bietet, Niemand mitwirket

mit ihm zu dem edlen Zwecke der Herzens- und Lebensbesserung? Er gliche der verhallenden Stimme in der Wüste, die nur an nakten Felsen zurückprallte und keine menschlichen Ohren und Herzen berührte. Nein, meine Th.! so darf es nicht seyn unter uns. Das Reich Gottes auf Erde, das der Seelensorger in einer Christengemeine verkünden soll, ist, was es in den Zeiten Jesu war, ein Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, des Guten gegen das Böse, an dem alle Gute Theil nehmen müssen; es ist ein heiliger Krieg der Wahrheit gegen den Irrthum, der Tugend gegen das Laster, der Gottseligkeit gegen die Gottlosigkeit und Gottesverachtung, an welchem alle beßere Christen mitkämpfen müssen — mit Anstrengung aller ihrer Kraft. Unter die Fahne Jesu müssen sich versammeln alle, die am Reiche Gottes theilnehmen wollen, und sich mit ihrem Seelensorger vereinigen, die Sünde zu zerstören, den Aergernissen zu steuern, der Tugend und Frömmigkeit den Sieg zu verschaffen. Nur so kann das Gute befördert, das Böse überwunden, das Reich Gottes erbaut werden in einer christlichen Pfarrgemeine.

Bittet also m. Th.! bittet den Vater im Namen Jesu, um die Treue, um den Eifer, um die Beharrlichkeit in Verbindung mit eurem Seelensorger, zu eurem und eurer Mitchristen Heil ernstlich mitzuwirken, die Sünde in euch selbst zu zerstören, alles Anstößige und Aergerniß erregende an eurem Wandel und Betragen sorgfältig abzulegen, als Christen an

euren eigenen Seelen, als Väter und Mütter an den Seelen eurer Kinder, als Hausväter an denen eurer Hausgenossen und Untergebenen die nächsten, unmittelbaren Seelensorger zu seyn, wie es die Pflichten eures Standes von euch fordern: so wird Gottes Segen auf dieser Pfarrgemeine ruhen, die Arbeiten eures Seelensorgers werden gute Früchte bringen, seine Berufslaufbahn ihm erleichtert und erheitert werden; Keuschheit, Mäßigkeit, Stille, Berufstreue, Friedfertigkeit, Liebe, Gerechtigkeit und Gottesfurcht werden unter uns aufblühen, wachsen und gedeihen, und der Herr der Aernte wird einst uns allen als treuen Arbeitern den Lohn nach vollbrachtem Tagewerk ertheilen können.

Lasset uns nun, meine theuren Pfarrkinder das, was ich über die Pflichten des Seelensorgers und über die Pflichten der ihm anvertrauten Gemeine beym Antrittte dieses mir von Gott auvertrauten heiligen Amtes der Seelenpflege zu meiner und eurer Ermunterung gesagt habe, zum Schlusse zusammenfassen: der Seelensorger muß seine Gemeine nähren mit dem Worte Gottes, muß den Kindern die süße Milch des Evangeliums reichen, den Erwachsenen das Brod des Lebens brechen, muß nach den Worten des Apostels zarte Speise den Schwachen, starke Speise den Vollkommenen darreichen, muß allen Rathschluß Gottes, alle Lehren des Heils verkündigen allen Gläubigen, muß sie bitten, ermahnen, auffordern, dem Evangelium zu gehorsamen mit unermüdetem Eifer, mit Treue

und Beharrlichkeit, mit Anwendung seiner ganzen, ihm von Gott verliehenen, und durch Gebet und Forschen in den hl. Schriften stets zu erneuernden Kraft; das ist seine Pflicht, und die eure, meine Theuren, ist es, die Stimme eures Hirten zu vernehmen, die euch anvertraute Jugend zum öffentlichen Unterricht in Schul- und Christenlehren fleißig anzuhalten, und das göttliche Wort mit solcher Theilnahme anzuhören, daß das Herz der erkannten Wahrheit gehorsame, daß ihr treue Thäter und nicht bloße Hörer des Wortes Gottes werdet, die sich selbst betrügen, wie der Apostel sagt, und um nichts Geringeres sich betrügen, als um ihr ewiges Seelenheil.

Der Seelensorger muß die ihm anvertrauten Seelen nicht bloß im Allgemeinen beym öffentlichen Gottesdienste belehren und erbauen, er muß sich jedes Einzelnen der ihm anvertrauten Pfarrkinder, wie ein Vater seines Kindes mit gewissenhafter Treue annehmen, er muß den Sünder zur Buße leiten, den Frommen auf dem Wege der Vollkommenheit weiter fördern, die Unschuld bewahren, den Gefallenen aufrichten, den Kranken und Betrübten trösten, den Sterbenden auf die Reise zur Ewigkeit vorbereiten und bis an die Schwelle des Grabes begleiten, damit keine Seele durch seine Schuld verloren gehe; die Pfarrkinder also müssen sich von ihrem Hirten leiten lassen, müssen Zutrauen, Achtung und Liebe, wie Kinder zu ihrem Vater, gegen ihn im Herzen tragen, müssen ihre geistlichen Anliegen ihm eröffnen, ihren Seelen-

zustand im Beichtstuhl ihm aufdecken, und wo sie des Trostes, der Hülfe, der Beruhigung oder eines guten Rathes bedürfen, sich an ihn wenden, damit auch sie nicht aus eigener Schuld sich von ihrem Hirten entfernen und verloren gehen.

Der Seelensorger muß allem offenbar werdenden Bösen in der Gemeine Widerstand leisten, muß die Aergernisse abschaffen, die Feindschaften aussöhnen, diejenigen, die unordentlich wandeln, zum ehrbaren, sittsamen, christlichen Wandel antreiben; er muß selbst als auf den Leuchter der Kirche gestellt, durch sein äußerliches Betragen in seinem ganzen Thun und Lassen die Gemeine erbauen, ihr ein Vorbild der Gottseligkeit seyn, durch sein Leben seinen Worten Kraft geben. — Aber auch die ganze Gemeine soll in diesem heiligen Werke dem Seelensorger an die Hand gehen, jeder Einzelne zuvörderst das Böse an sich abstellen, jeder Vater und Hausvorsteher an seinen Untergebenen die Aergernisse verhindern, jeder Christ auch durch sein frommes Beyspiel den Nächsten erbauen, damit das Reich Gottes unter uns wachse und gedeihe. —

Das sind, meine theuren Christen! die gegenseitigen Pflichten, die mir und euch die Sorge für unser gemeinsames Seelenheil auflegt. Sie sind wichtig, sie sind schwer, sie sind unerläßlich, und am Tage des Gerichtes wartet unser die strenge Rechenschaft vor dem heiligen Richter, wie wir sie erfüllet haben. Aber wir können sie nicht erfüllen aus eigener Kraft; wir mü-

ſſen alſo im Namen Jeſu den Vater bitten, daß er uns dieſe Kraft, dieſe Pflichttreue, dieſe Erfüllung unſers heiligen Berufes verleihe, und wir dürfen ihn bitten mit zuverläßigem Vertrauen auf das Wort deſſen, der da ſagte: wahrlich, ſage ich euch, was ihr immer ꝛc.

Und ſo bitten wir denn vereint: o, du unſer Vater im Himmel, eine ganze Gemeine der Chriſten mit ihrem Hirten hier in Deinem Hauſe verſammelt — in dem Namen Deines Sohnes bitten wir: ſegne den Hirten, den Du über dieſe Gemeine geſetzt haſt, und die ihm anvertraute Heerde! Gieb ihm Weisheit, Liebe, Pflichttreue, Langmuth, Geduld, daß er dieſe Gemene und jedes einzelne Glied derſelben führe, fördere, bewahre auf dem Wege der Tugend und Gottſeligkeit, auf dem Wege des Heiles, ſo gut er es durch Deine Gnade vermag, und gieb der Gemeine treue Folgſamkeit gegen die lehrende, ermunternde, warnende, beſtrafende Stimme ihres Hirten; gieb jedem Einzelnen die gewiſſenhafteſte Sorge für ſein eigenes Seelenheil in das Herz; errege ein frommes Streben, einen regen Wetteifer, mit vereinten Kräften dem Böſen zu ſteuren, alle Keime des Guten unter ihnen zu pflegen, und zum Wachsthum und Gedeihen zu fördern — damit wir einſt, wenn Du einen nach dem andern unter uns in das jenſeitige Leben hinüberrufeſt, dort vor Deinem Throne in der Seligkeit Deines himmliſchen Reiches wieder vereiniget werden, die Heerde mit dem Hirten, und er ſagen könne: Siehe, hier ſind wir, ich und die Pflege = Söhne und

Töchter, die Du mir gegeben; von denen, die Du mir anvertraut hast, habe ich keines verloren. Ja, keines werde verloren: das verleihe Du, unser Vater im Himmel, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.

Wie er als Hofmeister die Erziehung täglich von sich anfieng, so fieng er auch als Pfarrer die Seelensorge täglich von sich selber an.

Die Ordnung des Hauses, die er entwarf, und die Ordnung des Tages, die der Anlaß und die Bedürfnisse der Gemeine bestimmten, waren ihm heilig.

Wie die Ordnung des Hauses, so lag ihm auch die Ehre des Hauses am Herzen: sie mußte ungetrübt bleiben wie den gute Ruf des Pfarrers. Denn als Hausvater wachte er über die Sitten seiner Hausgenossen wie über sich selber, und seine kleine Hausgemeine ward im Kurzen ein Vorbild für die große Gemeine seiner Pfarrkinder. Reinlichkeit glänzte im Pfarrhause, Freundlichkeit in dem Antlitze des Pfarrers.

Die Ehre des Hauses blieb ungetrübt; denn als Gastfreund würzte er die frugale Tafel des Priesters mit dem besten Gerichte, dem freundlichen Gesichte und mit dem Salze des erheiternden Wortes. Die Ehre des Hauses blieb ungetrübt, denn als Pfleger des Seelenheiles ward er Licht und Stab,

Trost und Hülfe jedem, der ein offnes, empfängliches Gemüth zu ihm brachte; die andern hielt er mit ernstem Blicke und klugem Worte und, wo es nöthig ward, mit dem Machtspruche der That — fern von sich und seinem Hause.

Mächtig sein Haus zu regieren, ward er auch mächtig das Haus Gottes, die Pfarrgemeine, zu regieren. Den Geist der katholischen Kirche in seiner Pfarrkirche zu beleben, und diesen Geist des ganzen Vereins in seiner Theil-Gemeine durch das lebendige Wort, durch die Spendung der heiligen Sacramente und durch das unbefleckte, hellleuchtende Beyspiel der Frömmigkeit und der Nächstenliebe — dieser Aufopferung für andere, der Geduld und Sanftmuth, der Keuschheit und Mäßigkeit, zu beleben, war sein höchstes Augenmerk, sein einziges Geschäft.

Rührend war es für mich und meinen Begleiter, Stadtgerichts Director Conrad Schmid, als wir eines seiner Pfarrkinder fragten, wie denn die Gemeine mit ihrem Pfarrer zufrieden sey, die Antwort zu vernehmen: unser Pfarrer hat den einzigen Fehler, daß er zu oft, nämlich an jedem Sonntage, und an jedem Festtage, ohne Ausnahme, das Wort Gottes verkünde. Auf die zweyte Frage, ob denn nicht das Wort Christi die Seelenspeise der Christen sey, und ob denn, da der Leib täglich seine Speise genießt, es für den Geist zu viel sey, sein Nahrung an jedem Festtage zu erhalten:

ward an uns die witzige Gegenfrage gethan, ob wir denn glaubten, daß in einer Gemeine alle Glieder nach dem Worte Gottes hungerten? Für die predige der Pfarrer nicht zu oft und nicht zu lange. Indessen möchten ihn denn doch die losgelassenen Zügel des Eifers für das ewige Ziel seiner Gemeine, besonders im Predigen, zu sehr angegriffen haben. Wenn er also auch nicht zu oft gepredigt, so hat er doch gewiß, unfähig den Strom des Feuers inne zuhalten, und ihm nachgebend, zuviel gethan. Auf dringendes Bitten seiner Geliebten, des Bruders und der Schwester, sich doch mehr zu schonen, die heiligen Arbeiten abzukürzen, erfolgte immer die ernste Antwort: Ich halte das, was euch unruhig macht, für meine Berufs Pflicht: wenn ich sie nimmer in ihrem ganzen Umfang erfüllen kann, so will ich lieber das Pfarramt selber aufgeben. Bey diesem Worte, das zwar ein schöner Zeuge seiner Amtstreue war, aber mitunter die besorgte Liebe der Seinen nur noch mehr verwunden mußte, hatten weder der Sprechende noch die Horchenden geglaubt, daß er seine Pfarre schon so bald würde verlassen müssen. Denn ein Ausflug zu guten Nachbarn auf ein paar Tage, genauere Lebensordnung (Diät), verbunden mit dem Gebrauche einiger Arzneyen aus der Apotheke, denn die stärkendste war für ihn das Wiedersehen seiner Freunde, hatte bisher seine Lebensuhr jedesmal wieder in den ordentlichen Gang gebracht. Noch im September 1817 machte er eine Fußreise zu

mir fünf deutsche Meilen weit, von Marktoffingen bis nach Aislingen, und gieng denselben Weg zu Fuße wieder zurück. Wir schieden in stummer Umarmung, unbewußt, daß sie die letzte hienieden seyn würde. Aber bald kam ich zum schmerzendsten Bewußtseyn. Denn schon am 14. Dec. 1817 überfiel ihn sein nie lang ausbleibendes Uebel im Unterleibe wieder: Krämpfe und heftiges Quälen, nur diesmal drohender als sonst. Er konnte zwar an diesem Tage, es war Sonntag, der eigentliche Werkeltag für den Pfarrer, den Vormittags- und Nachmittags-Gottesdienst noch vollenden, aber nur mit äußerster Anstrengung. Abends um sieben Uhr legte er sich auf das Krankenbett, ohne zu ahnen, daß es sein Sterbelager seyn würde. Am 15. Dec. hat die Krankheit, ungeachtet aller Vorsorge des Arztes und der Pflege seiner Verwandten, einen so ernsten Charakter angenommen, daß man um sein Leben besorgt seyn mußte. Es war eine Verhärtung, die in Entzündung übergegangen, an Zerstörung der Lebensorgane, mit unbesieglicher Macht arbeitete. Noch an diesem Tage empfieng er die Sterbe-Sacramente, in Hoffnung ruhig und in Liebe hingegeben der heiligen Führung, die er anbetend lobpries.

Manchmal, als wenn die Natur in Ausarbeitung des Todes ermüdet, auf Augenblicke hätte ausruhen wollen, blickten flüchtige Schimmer des Wiedergenesens durch die fürchterliche Nacht der Gefahr und des nahenden Verlustes. Am 18. Dec. in der Mit-

ternachtsstunde zeigten sich Spuren einer baldigen Auflösung; die Vorboten des Todes ließen sich unverschleyert sehen.

Am Freytage, 19. Dec., schrieb sein Bruder an mich, sah ich ihn zum Letztenmale. „Bruder, es geht nicht gut, aber nahe Gefahr hat es noch keine,“ waren seine letzten Worte an mich. Sein Auge und der Zeigefinger seiner rechten Hand deuteten nach oben, und enthüllten mir vollends, was seine Worte verhüllten. Schon gegen acht Uhr am Morgen sah man seinem nahen Ende entgegen. Mit Heftigkeit verlangte er einige Minuten vor eilf Uhr Mittags, daß man ihn noch einmal aus dem Bette heraus heben möchte. Man that es, mußte ihn aber gleich wieder hineinbringen. Jetzt drängten sich einige heftige Athemzüge herauf und ——— er war verschieden, um eilf Uhr, zur Stunde und am Tage, wo man das Hinscheiden unsers Herrn feyert: Ein Glockengeläut verkündete das Hinscheiden des Erlösers und seines treuen Jüngers. — Das Bewußtseyn blieb ihm bis zu den letzten Zügen. Der fromme Ernst, der auf der Stirne des Lebenden ruhte, war noch an der todten Hülle des abgeschiedenen Geistes sichtbar — das Sterben ein treuer Wiederhall des Lebens.

Der Trauerflor umzog nicht nur das Pfarrhaus, und die ganze Pfarr-Gemeine, sondern überdem noch viele mit ihm befreundete Seelen, nahe und entfernte Familien, in Deutschland und in der Schweiz, die

den Verblichenen liebten, weil sie ihn kannten, besonders die Westerholtische in Regensburg.

Nur in Einem Hause war Jubel über sein Hinscheiden, ich meyne, da droben über uns, in dem unermeßlichen Pfarrhause, dem alle reine Menschenseelen und alle gute Engel eingepfarrt sind: sie alle bedürfen keines Predigers mehr, denn sie schauen die Wahrheit selber, in Christus Jesus; bedürfen keiner Sonne mehr, denn Gott selbst ist ihr Licht, ihr ewiger Tag; bedürfen keines Tempels mehr, denn sie alle sind er selber.... Und diese alle feyerten, im harmonischen Jubel, bey dem Hinscheiden unsers Freundes, seine Geburt, wie sie den Tod der Frommen nennen, denn, sagten sie, Er ist nun unser Bruder, neugeboren für unsre Mitte, und sangen ihm das Lied des herrlichsten Willkomms; nur eine Stimme hob sich unter tausenden, sie war die des Menschensohnes: Ey, Du guter treuer Knecht, geh ein in die Freude Deines Herrn.... So stirbt der Christ!

Rückblick auf die letztern Augenblicke vor dem Hinscheiden.

Psyche.

Warum trauerst du, müde Pilgerin,
An des Scheidestroms bedorntem Strande?
Psyche, fasse dich, blicke jenseits hin
Nach dem heiligen, verheißnen Lande.

Bald wirst du nicht mehr, gleich dem Findelkind,
Deine Herkunft und dein Loos nur ahnen.
Bald wird dir ein Freund aus dem Labyrinth
Deiner Zweifel einen Ausweg bahnen.

Sieh, der Glänzende lös't die Fähre schon,
Um dich abzuholen aus der Wüste.
Horch! ein Schwesterchor ruft mit Harfenton
Dich zurück auf die smaragdne Küste.

Psyche, fühlst du nicht, wie sich dein Gewand
Mählig trennt, des langen Dienstes müde?
Heil dir! bald zerreißt auch das letzte Band,
Und vollendet ist die Seraphide.

Pfeffel.

§. II.

Einzelnes aus seinem Leben,

genauer angesehen

und zur genauern Ansicht dargelegt.

I. Kritische Lebensmomente.

II. Sinn für Freundschaft, die aus der Wahrheit geboren, nur in ihrer Heimat lebt.

III. Beruf des Erziehers.

IV. Priesterwürde, in ihrer eigensten Handlung.

V. Stetigkeit der Selbstbildung.

I.

Die kritischen Lebensmomente.

Wenn Engel auf ein Menschenleben herniederschauen, so verweilen sie bey den entscheidenden Momenten desselben mit einer Art Ehrerbietung, wie vor einem Heiligthum, harrend auf den Ausgang und sich mitfreuend des Guten. Wohl weiß ich, daß die Unschuld der frühern Jahre nicht als vollständige Reinheit von aller Schuld begriffen werden kann, sondern nur als Bewahrung vor schwerern Sünden, vor herrschenden Leidenschaften, vor verwüstenden Ausbrüchen des Bösen gedacht werden muß. Aber mir ist es eben so gewiß, daß auch diese Un-Schuld, die mehr ein Freyseyn von der Herrschaft des Bösen, als ein Reinseyn von allem Bösen ist, sich in diesem verneinenden Charakter nicht lange behaupten kann: es muß der Ueberschritt geschehen: entweder, oder, entweder zur herrschenden Liebe des Göttlichen, oder zur herrschenden Liebe des Ungöttlichen.

Es kämpfet im Menschen, bald länger, bald kürzer, das Niedere wider das Höhere, das Höhere wider

das Niedere: die Sinnlichkeit wider die Vernunft, die Vernunft wider die Sinnlichkeit: das Fleisch wider den Geist, der Geist wider das Fleisch: die Natur wider die Gnade, die Gnade wider die Natur, bis eintritt der entscheidende Uebergang von der Unschuld zur Tugend — durch den mühsam errungenen Sieg des Höhern über das Niedre, der Vernunft über die Sinnlichkeit, des Geistes über das Fleisch, der Gnade über die Natur, oder der gleich entscheidende Uebergang von der Unschuld zum Laster — durch den zugegebenen Sieg des Niedern über das Höhere, der Sinnlichkeit über die Vernunft, des Fleisches über den Geist, der Natur über die Gnade.

Diese bedeutenden Lebensmomente fielen bey unserm Jünglinge in die Jahre 1791 — 93.

1791.

Was als Zeichen und als Vorspiel jener großen Krisis, die für die Genesung des kranken Gemüthes entscheidet, angesehen werden kann, ist das wiederhohlte Einblicken in das höhere, und das festere Ankämpfen wider das niedere Selbst, das Ernst und Besonnenheit voraus- und dem Leichtsinn und der Selbstvergessenheit Gränze setzet; ist das anhaltendere Selbstarbeiten in dem geheimsten Kabinette vor dem Auge der Ewigkeit und die Erneuerung der besseren Entschlüsse, die aus dem Marke der Seele hervorgehen. Denn, was im Men-

schen mit treuer Wahrnehmung seines innersten Zustandes anfängt, und mit stetigem Ringen nach dem Bessern fortgeht, das kann nicht anders als mit siegender Mannhaftigkeit des Geistes enden. Mit dieser schönen Gemüthsfassung fieng Schlund das Jahr 1791 an. Reger ward in ihm der Trieb zum ernsten Gebete und zu Selbstgesprächen, die auf die große Aenderung weissagend hindeuteten, denn so hieß sein Neujahrsgebet:

„Mit Dir, Du Vater und Führer meines Lebens, will ich dieses Jahr anfangen, mit Dir fortsetzen, mit Dir vollenden. Mit jedem neuen Lebenstage will ich mein Gelübd erneuern, will von dem Gefühle meiner Ohnmacht und von dem Vertrauen auf Deine Allmacht, die eine Allmacht der Liebe ist, ausgehen, und so werde ich, obgleich schwach aus mir, doch stark durch Dich werden, und stark zur Ergreifung des ewigen Lebens. Amen."

Dieser Entschluß verbürgt uns seine nicht mehr schwankende Einsicht: daß a) die Gefahren von unten kommen, und die Errettung von oben; daß b) in der Demuth die rechte Wahrheit, und in der Zuversicht die rechte Stärke des Menschen liegt; daß c) das Heil nicht außer dem Heile und nur da gefunden werden kann, wo zum göttlichen Willen (der überall als Gnade vorangehen muß — wenn der menschliche ihm sollte als Treue nachgehen können,) der menschliche Wille hinzutritt, und somit durch Uebereinstimmung

des Menschlichen mit dem Göttlichen, also durch Gnade und Treue, das Gute im Menschen angefangen, fortgesetzet und vollendet wird.

Das Jahr 1793.

Im Jahre 1793 gieng jene entscheidende Veränderung in ihm vor, für die er nie genug danken konnte, und wovon in der Uebersicht seines Lebens schon mehr als bloße Andeutungen vorkamen. Was ihm vorher als Buchstabe nur das Ohr berührte, oder höchstens als Begriff im Bewußtseyn dämmerte, und etwa noch als Bild in der Bilderkammer, Phantasie, hieng, ohne ein bleibendes Gefühl des Bessern aufzuregen: fieng jezt als Geist, als Wahrheit, als Leben — in seinem Innern sich zu regen an, und dauernde Wirkungen hervorzubringen. Daß diese Veränderung nicht ohne Kampf, ohne Gebet und Wehen aller Art vor sich gehen konnte, weiß jeder, dem diese höhern Erfahrungen nicht völlig fremde sind. Von dieser Zeit an war Schlund auf eine auffallende Weise stiller, ernster, eingezogner, las am liebsten in Schriften, die ihn mit ihm selbst vertraut und Eins machen konnten, geizte mit Augenblicken, und ließ sich selber nie mehr aus dem Auge. Seine Lehrer standen ihm in diesem Kampfe treulich bey, und so geschah es, daß er auf jener goldnen Mitte, die das zarte fromme Gemüth gleich fern von Kälte und von Schwärmerey, gleich fern von Leichtsinn und von ängstlichem Wesen bewahrt, festen Fuß

setzen und in dieser schönen Stellung bis an sein Ende beharren konnte.

Mehrere seiner Mitalumnen in dem genannten Institute bemerkten diese Veränderung an ihrem Mitschüler, ob sie dieselbe gleich anfangs nicht begreifen konnten, und nur die schönen Früchte, die gar bald sichtbar wurden, überzeugten sie, daß dies neue Gewächs jener Hand, die in ihrem Garten nur gute Pflanzen setzt, Daseyn und Gedeihen zu verdanken haben müsse.

II.

Sinn für Freundschaft.

Der Sinn für Freundschaft war es vorzüglich, der sich in ihm ausbildete, besonders nach jener Veränderung, die im Jahre 1793 in ihm vorgegangen. Edel und im Ringen nach dem vorgesteckten Ziele, das sich in den Wolken verliert, befreundete sich sein Geist mit jeder Seele, die ihm auf dem Lebenswege begegnete — sobald sie jenes Siegel an der Stirne trug, das an jedem bessern Wesen mehr oder weniger hervorglänzet, und das kein bewährter Kämpfer für die Ewigkeit in der Zeit — verläugnen kann. Dieser Befreundungstrieb schloß ihn zunächst an seine Lehrer, die mit Macht auf ihn und in ihm wirkten; dann an jene seiner Mitschüler, die sich durch Genie, Modestie und entgegenkommende Freundlichkeit nahmhaft machten, und später an viele ausgezeichnete Menschen an, mit denen er in Verknüpfung oder wenigstens in Berührung kam.

Es ruht ein großer Segen auf den Verbindungen zwischen den bessern Mitschülern, besonders wenn sie sich den Einen Geist aller wahren Bildung, die Wissenschaft und die Pietät (beyde machen die wahre Solidität des innern Menschen aus), in derselben Bildungsanstalt und durch dieselben Lehrer

angeeignet haben. Dieses heilige Band dauert in der Regel, so lange das Leben währet.

Es ist eine Art Familiensinn, welcher jeden Lehrer, der mit Kunst und Liebe sein Werk treibt, mit seinen bessern Hörern, und diese mit ihm und untereinander verbindet.

Wo dieser Familiensinn mangelt, wo nicht dieselbe Wahrheit, die der Eine in Hörsälen oder in vertrauten Kreisen laut ausspricht und die Andern hören, auch die Gemüther bindet; wo die Studienjahre nur in den gegebenen Zeugnissen von einer, und in den bezahlten oder nicht bezahlten Honorarien von der andern Seite fortleben, da kann keine Bildung gedeihen: es ist mehr Tod in der Lehranstalt als Leben.

Dieser Familiensinn, der einzige wahre Universitätsgeist war damals, als Schlund in Dillingen studierte, in seiner ungeschwächten Blühte. Gerade die besten Talente und die reinsten Gemüther sind durch das Band der Freundschaft am kräftigsten angezogen worden. Und, was die Wahrheit einmal gebunden hatte, konnte keine Lüge mehr scheiden.

Und, so oft die Freunde, die nach vollendeten Studien der Eintritt in mancherley geschlossene Laufbahnen, leiblich von einander trennen mußte, nach viel oder wenig Jahren sich einander wieder sahen, einander wieder fanden, da that sich ihnen jedesmal, wie an einem hohen Festtage, ein neuer Himmel von Freude auf.

Solche festliche Tage genoß Schlund im Jahre 1807, als zwey seiner geliebtesten Studien- und Geistesfreunde, Christoph Schmid und Andreas Engelhart, (jener damals Schulbenefiziat in Thanhausen, jetzt Pfarrer in Oberstadion, dieser damals Pfarrer in Ochsenbrunn — jetzt in der Ewigkeit, wo er vor seinem Freunde Schlund angekommen war), von Dillingen auf der Donau nach Regensburg fuhren, und am 31. Julius im Hause des Grafen Westerholts ihren Mitschüler überraschten, und von da mit ihm nach Landshut eilten, um ihre alten Lehrer und die neue Universität zu sehen.

Daß diese höhere Freundschaft mit Religion und Wissenschaft Einen Ursprung, Ein Leben, und Eine Dauer habe, bedarf für Leser, darauf der Verfasser zählt, keines Erweises. Denn, was man sonst noch Freundschaft nennt, sieht nur aus wie Freundschaft, ist es aber nicht: man kann dabey nicht fröhlich seyn.

III.

Beruf des Erziehers, d. i. Schlund,

Hofmeister des jungen Grafen Carl von Westerholt.

1.

Ueber die Führung dieses Amtes hat er ein vollständiges Tagebuch zurückgelassen. Am Abende eines jeden Tages zeichnete er die Hindernisse und die Förderungen der Bildung gewissenhaft und eben deßhalb parteylos auf, und, wenn die Aufzeichnung an einem oder mehrern Tagen unterblieb: so ward sie an den folgenden nachgehohlt.

Die Fehler, die er sich selbst zu Schulden kommen ließ, oder gelassen zu haben glaubte, fanden jedesmal die erste Rüge, und es hat sich durch den ganzen Lauf seiner Information erwiesen, daß auch da, wo sie im Zöglinge am besten gelingt, durch Erziehung doch der Erzieher am meisten gewinne.

Denn der Erzieher, der das Maß seines Berufes ausfüllen, der nicht bloß figuriren, sondern seyn will — was er seyn soll, wie Schlund es wollte, muß:

1) Die unzähligen Reize zur Ungeduld, die dieser Beruf nothwendig herbey führt, nicht achten, und die Versuchungen zur Ungeduld, die in seinem Temperamente liegen, meistern lernen. Er muß:

2) Nachhohlen, was ihm an Sprachenkunde fehlte. Er muß:

3) Nachhohlen, was er etwa in Naturgeschichte, Botanik, Weltkunde, noch nicht eingehohlet hat. Er muß:

4) Nachhohlen, was ihm an der Bildung für die große Welt mangeln mag, und mit Menschen aus allen Ständen umgehen lernen. Die Unbehülflichkeit im Umgange mit Personen der höhern Stände, die denen aus den Niedern anhängt, muß der Erzieher in größern Häusern, die nämlich von dem Verhältnisse zum Fürsten und zum hohen Adel groß heissen, mit einer Gewandtheit, unverlegen sich jeder Menschengesellschaft gegenüber zu stellen, vertauschen — wenn er anders nicht belacht, oder was noch schlimmer, bemitleidet werden will. Er muß:

5) Wenn er Priester, und kein Welt- sondern ein Geistlich-Geistlicher ist, seinen Trieb nach Ausübung der Seelensorge überwinden, und die Entfernung davon nicht zu lästig finden können. Er muß:

6) Die Hindernisse der Bildung, die hervorgehen aus dem Verhältnisse des Hauses zur großen Welt und aus der Verknüpfung mit andern Häusern, aus der Lebensweise und Tagesordnung, welche gegen die in niedern Familien so sehr absticht, kennen nnd besiegen lernen. Er muß endlich:

7) Den lebendigen Trieb zur Selbstbildung und Selbstübung nach eignem Plan und Laune, der höhern

Pflicht, der Bildung seines Zöglings zu leben, unterordnen können.

Der Hofmeisterberuf ist also stets die erste Schule für den Bildner und nur die zweyte für den Bildling, wie es Schlund in Oppenweiler und in Regensburg erfahren hat.

2.

Wenn die Erziehung durch den Informator gedeihen, oder auch nur den größern Theil des Unangenehmen, das mit ihr verknüpfet ist, verlieren soll: so muß sich zwischen den Aeltern und dem Erzieher des Sohnes eine Art Verständigung über die Grundsätze der Bildung, und theils durch diese Verständigung, theils durch die homogene Stimmung der Gemüther die nöthige Uebereinstimmung in der Bildungsweise ergeben; ich sage noch mehr: der Erzieher muß in das Familienleben allmählig so hineinpassen lernen, als wenn er ein Glied der Familie wäre.

So ward Schlund als Erzieher nach und nach dem ganzen Westerholtischen Hause durch die Theilnahme an den Leiden, Freuden, Bedürfnissen, Schicksalen der Familie einverleibt. Er las spät in der Nacht der Gräfin vor, z. B. Homers Odüssee von Voß, schrieb im Gedränge der Geschäfte für den zu sehr beladenen Grafen, tröstete den leidenden Großvater, unterrichtete die Schwestern seines Zöglings, gab auch Mathilde, Ema, den Töchtern der Frau von Zwy-

len, Schwester der Gräfin, Unterricht — und dies alles, ohne der Bildung des Zöglings etwas zu vergeben.

3.

Dies Hineinpassen in das Familienleben, setzt allerdings eine doppelte Empfänglichkeit und Gabe voraus, im Erzieher, sich in den vertrauten Kreis der Familie kunstlos hineinbilden zu können und zu wollen, und in der Familie, dieses Hineinbilden durch freundliches Entgegenkommen und ungesperrtes Mittheilen der täglichen Ereignisse zu erleichtern. Daß beyde Theile gegeneinander großherzig seyn und kein Theil den andern aus seinem Ich richten, sondern jeder den andern aus des andern Selbste, Lage, Erfahrung, Bildung beurtheilen sollen; daß die Selbstverläugnungen, die Opfer nie einseitig, sondern gegenseitig seyn müssen, wenn das Ungleiche der Abkunft, des Ranges, der Talente, der Erziehung &c. ausgeglichen werden soll; daß diese Ausgleichung nur durch wahre Liebe, und, weil wahre Liebe ohne Religion weder Wurzel noch Leben noch Krone gewinnen kann, nur durch Religion zu Stande kommen kann, wissen alle, die etwas rechtes wissen, und für die andern mag ich jetzt keine Zeile verlieren.

4.

Eben deßhalb waren dem Freunde und dem neuen Gliede des Hauses die häuslichen Feste so heilig. Sie

knüpften ihn jedesmal mit neuen Banden an die Familie und die Familie an ihn, und ich darf sagen: die geistige Einverleibung des Erziehers in das Haus seines Zöglings hat sich mit jedem Feste des Hauses jedesmal neu reproducirt. Die öffentlichen Blätter haben den Mann des Schicksals sagen lassen: die nichts vergessen und nichts gelernt haben, taugen nicht zur Regierung. Ob in diesem Worte Wahrheit sey, verstehe ich nicht. Aber das verstehe ich: Wer nichts vergessen und nichts lernen kann, taugt zu Erziehung schon gar nicht. Und gerade die Familienfeste, mit Theilnahme gefeyert, streichen in der Sphäre des Bewußtseyns viel Unangenehmes aus, und setzen neue Hoffnungen, Muth und Arbeitslust in die leeren Stellen hinein.

Gute Aeltern segnen den Mann, der an fremden Kindern die Stelle des Vaters und der Mutter zu vertreten, Liebe, Geduld und Treue genug besitzt, und der Erzieher fühlt sich, als Glied der Familie, durch die Liebe der Familie erquickt, belohnt und zu neuen Arbeiten gestählt.

Jedes Familienfest schmückte seine Muse mit einem Blümchen, das der Vater als ein neues Vergißmeinnicht des zarten Verhältnisses zwischen dem Haupte des Hauses und dem Freunde desselben, heilig bewahrte.

Eines mag zur Probe hier stehen:

Zum dritten May 1816.

Soll's am Feste mir nicht glücken
Meine Wünsche, mein Entzücken,
Mund an Mund dir auszudrücken;
Laß dies Blatt dir freundlich sagen:
Nach dem Fest' in dreyen Tagen
Wird mein Herz an deinem schlagen.

den 30. April 1816.

Schlund.

Hieher gehört auch der in seinen Papieren aufbehaltene Wunsch seines Freundes:

Der vierte November.

An Carl Westerholt.

Im guten Knaben schläft der gute Mann:
Zum Baume reift das Bäumchen bald hinan.
Das Jugendjahr hat schnellen, schnellen Lauf:
Drum will, bey jungem Blut,
Ich fleißig seyn — und gut:
Dann steht der gute Mann vom Schlafe auf.

5.

Als Erzieher hatte Schlund feste, lichthelle, bewährte Maximen, die den Goldstrich halten. Er trug sie stets im Herzen, und hat sie auch bey mancherley Anlässen aufgeschrieben, damit er treue Erinnerer und Mahner in seinem Berufe hätte. Unter diesen Erziehungsmaximen zeichneten sich ihm folgende aus:

I.

Väterliche Liebe ist bey Vertretung der Vaters-stelle an Kindern dem Erzieher wesentlich. (Tage-buch 8. Jan. 1807.)

II.

Diese väterliche Liebe kann sich zwar bey dem ungleichen Verhalten der Zöglinge nicht gleich milde äußern, aber sie soll doch seyn, und Liebe seyn, wenn sie sich auch als Ernst, als Strafe offen-baren muß. (Tageb. 21. Jan. 1807.)

III.

Wenn die Aeltern nicht auf unbedingten Gehor-sam bey ihren Kindern dringen, so rächt sich diese falsche Nachsicht zuerst an den Aeltern, indem sie wahre Märtyrer der Launen ihrer Kinder werden: das-selbe gilt auch von jedem Gehülfen der Erziehung. (23. Dec. 1807).

IV.

Wenn der Kirchenlehrer Augustinus mit Recht sagt: das erste Haupt-Stück der Christenlehre heißt Demuth, das zweyte Demuth, das dritte Demuth ꝛc. ꝛc., so hat der Erziehungsgehülfe Grund zu sagen: das erste Haupt-Stück der activen Erziehung sey Ge-duld, das zweyte Geduld, das dritte Geduld ꝛc.

V.

Der schädlichste Mißgriff in öffentlichen Schulen ist auch der schädlichste in der Privaterziehung: man soll in Bildung des Verstandes sich um Sprachenkunde nicht viel bekümmern, sondern die Kinder sogleich und so viel möglich in die Sachenkunde eintauchen und in der Sachenkunde untertauchen. In fester Opposition gegen diesen Mißgriff unsrer Tage mußte sein Zögling Carl den Xenophon und Homer ꝛc. im Griechischen, den Tacitus und Livius ꝛc. im Lateinischen lesen und verstehen lernen, hat es auch trefflich gelernt. Dabey durfte die Gewandtheit in französischer und englischer Sprache nicht zurückbleiben.

VI.

Davon, daß der Zögling in die passende Gemüthsstimmung für die Aufnahme der Lehre gesetzt und darin erhalten werde, hängt der Fortgang oder Rückgang des Lehrlings ungleich mehr ab, als selbst von dem Talente des Lehrers und seiner Bildungstreue.

VII.

Wenn der Zögling willig lernen und in der Lehrstunde viel gewinnen soll: so wird er von den glänzenden Abendgesellschaften, Festen, Bällen, Soupees fern gehalten werden müssen; denn die können ihn auf eine halbe Woche zum Lernen mißstimmen.

VIII.

Wer seinem Lehrlinge das Lernen zum Bedürfnisse und zur Freude gemacht hat, der hat die größten Hindernisse des Richtig- Viel- und Schnell-Lernens zernichtet und verdient die Bürgerkrone.

6.

Wie Fenelon in seinen Betrachtungen über Erziehung seinen Blick zunächst richtete auf die Erziehung der Söhne, ohne die Bildung der Töchter von seinem Augenmerke auszuschließen: so war Schlund auch hierin Nachahmer des großen Mannes. Was ihm über religiöse Erziehung der weiblichen Jugend, besonders in höhern Familien, zur Beurtheilung mitgetheilt ward, erhielt seine ganze Billigung, und wo er Einfluß gewann auf die weibliche Erziehung oder zu Rathe gezogen ward, da ordnete er seinen Einfluß und bestimmte sein Urtheil nach folgendem Entwurfe:

Ueber die Erziehung der weiblichen Jugend (besonders in höhern Familien.)

§. I.

Voraussetzungen.

1) Ich setze voraus, daß ein religiöses Gemüth als die Basis:

a) der wahren Weisheit,

b) der lautern Tugend,

c) der stetigen Geistes- und Herzensruhe,
d) der vollendeten Seligkeit,

angesehen werden müsse.

2) Ich setze voraus, daß die religiöse Bildung dem weiblichen Geschlechte durchaus unentbehrlich sey, und in einer gewissen Hinsicht noch unentbehrlicher als dem männlichen.

3) Ich setze voraus, daß die religiöse Bildung der weiblichen Jugend gerade da anfangen müsse, wo das Gemüth dieser Bildung empfänglich zu werden beginnt.

4) Ich setze voraus, daß die religiöse Bildung für junge Damen in höhern Familien, die mit der großen Welt in Zusammenhang kommen, ein besonderes Bedürfniß sey.

§. II.

Grundsätze.

Die Religion soll:

1) Als Gefühl geweckt, als Gefühl der Pietät gegen Gott geweckt, und besonders aus der kindlichen Pietät der Töchter gegen die Aeltern entwickelt werden.

Die Religion soll:

2) Als Geschichte, als etwas, das in den Patriarchen, in den Propheten, und in allen guten, edlen Menschen aller Zeiten, aller Himmelsstriche, aber

im ausnehmendsten Sinne in Christus, in seinen Aposteln und in seiner heiligen Kirche, vorhanden war und ist, durch auserlesene Erzählungen dem Gemüthe noch mehr eingebildet werden.

Die Religion soll:

3) Als Begriff in kurzen, klaren Sätzen und leichtfaßlichen Gründen der Erkenntniß dem Verstande der Töchter anvertrauet werden.

Von der Wahl und dem Gebrauche eines vernünftigen Katechismus.

Die Religion soll:

4) Als innerstes Leben durch religiöse Uebungen, besonders durch das Gebet aus dem Herzen, fern von Mechanismus und bloßer Aeußerlichkeit, und durch ein geistvolles Zugegenseyn bey dem öffentlichen Gottesdienste, in dem Gemüthe befestiget werden.

Die Religion soll:

5) Als Tugend, als Sittlichkeit in ihr Leben eingeführt werden vorzüglich durch das hell leuchtende Beyspiel der Aeltern und der nächsten Gesellschaft der Töchter.

Selbstbeherrschung, Tagesordnung, Selbstprüfung verdienen hier besondere Empfehlung. Aber das Schwerste ist und bleibt immer das Schwerste, ich meyne die Iso-

lirung der Töchter vor dem Kreise der Angesteckten. Dies ist so schwer, daß es fast immer unmöglich heissen kann.

7.

Das christliche Element in der Erziehung war ihm als christlichem Erzieher das Bedeutendste: darin bestärkten ihn die Gelübde eines Erziehers, die er zu den seinen machte, indem er sie aus einem Manuscripte von 1798 nicht bloß in sein Tagebuch, sondern auch in sein Herz eingeschrieben hatte:

Gelübde eines christlichen Erziehers

von einem Ungenannten, verfaßt im Jahre 1798.

I.

Ich will mit Gott, mit Christus, mit den unsichtbaren Kinderfreunden in Harmonie zu kommen und in Harmonie zu bleiben streben — um Gottes Kinder für Gott zu erziehen — in Vereinigung meiner Kräfte mit Ihm.

II.

Ich will, zuerst Eins mit Gott, denn auch mit den guten Aeltern meiner Zöglinge (insofern es von mir abhängt), in innige Gewissens-, Herzens- und Geistes-Harmonie zu kommen und darin zu

bleiben streben, um ihre Kinder — unserm gemeinsamen Vater — — — desto leichter zu erziehen.

III.

Ich will, um dem Zwecke Gottes, den er mit mir als Erzieher und mit den mir anvertrauten Kindern hat, nicht selbst hinderlich zu seyn, mein vornehmstes Augenmerk dahin richten, daß die Herzen der Zöglinge je länger je mehr — Gott, Christo aufgeschlossen oder wenigstens nicht verschlossen werden möchten, daß auch sie nach ihrer Empfänglichkeit, je länger je mehr in die selige Harmonie mit Gott, mit Christus kommen und darin, unter den Einflüssen des Himmels, bleiben mögen. Denn diese dreyfache Harmonie der Aeltern, des Erziehers, der Kinder mit Gott ꝛc. ꝛc. ist ja der Zweck und die Seele aller religiösen Erziehung, so wie überhaupt die Wiederherstellung, Sicherung und Vervollkommnung der Harmonie zwischen Gott und Menschen der Endzweck der ganzen Weltregierung Gottes ist. ...

IV.

Um diese Harmonie in den Kindern herzustellen und zu sichern, will ich mich an die Grundlehren des göttlichen, apostolischen, katholischen Christenthums anhalten ... und sie auch die Grundmaximen der Erziehung seyn lassen.

Die Menschheit ist krank — und Christus der Arzt — dies gilt auch von Kindern wie

von uns Erwachsenen, und gelte in jedem Schritte, den ich als Erzieher thun werde, um das Böse in den Zöglingen zu unterdrücken, und ihre Genesung durch Christus zu fördern, — denn vollendet kann sie hienieden nicht werden. Wohl mir und ihnen, wenn sie angefangen und gefördert wird!

8.

Obgleich diesen Gelübden eines christlichen Erziehers stets getreu, hat ihn doch gar bald die Erfahrung und die Geschichte mit der wahren Lebenskunde bekannt gemacht, die darin besteht, daß man zwar das Ziel des menschlichen Bemühens in der ganzen Lauterkeit erfassen müsse, in der Ausübung aber überall nur das fordern und das erwarten dürfe, was in gediegener Vergleichung mit den Hindernissen und den Erschwernissen des Guten, und insbesondere mit der menschlichen Gebrechlichkeit gefordert werden kann und erwartet werden darf.

Und das ist die reife Weisheit des Erziehers, die sich zur reifen Klugheit durchgekämpfet hat, ich meyne, zum richtigen Selbstbewußtseyn ihres Vermögens und Unvermögens. Denn, wie für den Mechaniker die in Gedanken entworfene oder auf dem Papier gezeichnete Maschine ganz etwas anders ist, als die selbe Maschine in die Wirklichkeit gesetzt, und in der Reibung gegen die wirklichen Hindernisse befangen: so ist für den Pädagogen sein Einfluß auf

fremde Bildung, als Lehrsatz betrachtet, ganz etwas anders als der Einfluß auch auf die fähigsten Zöglinge, in die Wirklichkeit gesetzt und im Widerstande gegen unvermeidliche Hindernisse begriffen.

9.

Demnach endet der ächtchristliche Erzieher, womit er angefangen hat. Wie er im Glauben, daß der große Hausvater zu seinen Pflanzungen und Begießungen das Gedeihen geben werde, Hand an das Tagewerk gelegt hat, so beschließt er seine Arbeit mit der Zuversicht, daß alle Wahrheit, aus der Fülle der Ueberzeugung und im Drange der lautern Liebe gesprochen, über kurz und lang ihren Sieg feyern werde.

IV.

Würde des Priesters
in seiner eigensten Handlung.

Den Priester Schlund am Altare konnte kein empfängliches Gemüth ansehen, ohne sich an dem Lichte seines Glaubens, das seine Blicke erhellte und seine Geberden belebte, zu sonnen.

Gleich in den ersten Tagen nach der Priesterweihe schrieb er sich tief in das Herz, was seine Andacht bey dem täglichen Messelesen so kräftig gehoben hat:

„Seit den früheſten Zeiten der Kirche hat man das, was wir Messe nennen, als das Bitt-, Lob-, Dank-, Versöhnungs-Opfer der Christen und als das Mahl der Liebe für Priester und Volk angesehen, und die zwey Hauptbegriffe vor andern herausgehoben und vor Augen gestellt — in der alles übertreffenden Liturgie:

I. Jesus, das Opfer — für die sündige,

II. Jesus, das Brod des Lebens für die ohnmächtige, in ihrem eigenen Unvermögen schmachtende Menschheit.

Da ich nun täglich als Sünder einen Versöhner und als schwach einen Beleber nöthig habe,

so ist es mir die wohlthätigste Herzenserleichterung, zu Jesus in der Messe täglich sprechen zu dürfen: Sey du das Opfer für alle meine Sünden, sey du das Brod des Lebens für alle meine Schwächen! Und, da Er uns alle bey dem Vater vertritt, da Er unser Fürsprecher ist, wie Johannes sagt, da Er der wahre Priester, nach Ordnung Melchisedeks, auch heut zu Tag noch ist, weil Er es ewig ist: so wirst auch du in dieser Betrachtung nach und nach so viel Licht finden, daß du den Frieden des Gewissens und neue Lebenskraft, die uns Christus als Opfer und als Brod des Lebens darreicht, vom Altare mit nach Hause wirst nehmen können.

Das ist auch die schönste, die reinste, die erhebendste Anschauung von der Lehre der Kirche: das Opfer einmal am Kreuze vollbracht, und am Altare täglich erneuert.

Rede am Altare mit Jesus, als wenn du Ihn sähest, und du wirst Ihn als das Lebensbrod und den höchsten Priester zum Besten der Menschen, als Sündentilger und Beleber der menschlichen Natur, gar bald aus Erfahrung inne werden.

Sieh, wie sich das Christenthum auch hierin über das Judenthum und Heidenthum erhebt! Die rohen Heiden opferten Menschen — ihren Göttern: die Israeliten opferten dem wahren Gotte Jehova Thiere;

die Christen opfern sich selbst mit ihrem Christus dem ewigen Vater, und wiederhohlen diese Opferung ihrer selbst nie mit mehr Glaubensschwung und Energie der Liebe, als wenn in öffentlichen, festlichen Versammlungen, denen sie mit beywohnen, das selbe Lamm der Versöhnung, das am Kreuze für die Sünde der Welt hingegeben ward, der ewigen Majestät neu dargestellt wird durch fromme Priester, die sich und ihre Gemeinen in und mit demselben Opfer darbringen."

Dieser Ermunterung gehorchend, fand sein Glaube in dieser erhabenen Function des Priesters täglich neues Licht, seine Andacht neues Leben, sein Friede in Gott neue Haltung.

V.

Stetigkeit in Selbstbildung.

Wenn aus dem Chore der Geistlichen einige mit den vollendeten Studien der Schule völlig ausstudiret haben und aller weitern Bildung abgestorben zu seyn scheinen; wenn andere all ihr Sinnen und Denken nur Einem gewählten Lieblingsfache hin- und die weitere Bildung des Gemüthes ganz auf-geben: so machte Schlund eine denkwürdige Ausnahme, indem er 1) sich berufen fühlte, in Wissenschaft und Religiösität, in Religiösität und Selbst-, Menschen-, Welt- und Lebens-Kunde mit jedem Tage neue Fortschritte zu machen, und somit in das Geschäft der Selbstbildung je länger je mehr Consequenz und Stetigkeit zu bringen; indem er 2) diesem Berufsgefühle treu, auf der einmal betretenen Bahn muthig fortwandelte.

1.

Das stetige Forschen in seinem, und das stetige Bilden an seinem Selbste war ihm das vornehmste Studium.

Mit diesem gieng Hand in Hand das stille, parteylose Forschen in der heiligen Schrift, in den auserlesenen Werken der Väter, in der Geschichte der Kirche von Abel bis auf Christus und von Christus bis auf unsre

Tage; wodurch seine psychologischen und theologischen Kenntnisse eine wunderbare Lauterkeit, Reife, Nüchternheit gewannen, wie die zwey Blätter, deren eines Gerechtigkeit und Seligkeit, das andere: Gamaliel, überschrieben sind, jeden competenten Richter überzeugen können.

Gerechtigkeit und Seligkeit.

Im Jahre 1814.

Daß die Menschen in der allerwichtigsten Sache trennen und spalten, was ungetheilt und ungetrennt Eines seyn soll, und nur in der Einigung gedeihen kann, erfüllt mich mit Schmerz und Schauer.

Offenbar läßt sich nichts wichtigeres für gefallene Wesen denken, als wie eine Seele, von Gott getrennt und von Gott fern, wieder zu Gott zurückkehre, und Eins mit Gott, mit Einem Worte, gerecht und selig werde.

Nun sieh! wie Unverstand und Verblendung trennen.

I. Einige wollen ohne Christus gerecht und selig werden, also ohne den, der allein von der Sünde frey machen kann, frey.

II. Andere wollen durch das geschriebene oder gedruckte, oder erzählte Wort Christi gerecht und selig werden, und keines heiligen Geistes dazu bedürfen, also sich selbst durch Buchstaben ohne Geist gerecht und selig machen.

III. Wieder andere wollen durch bloß zugerechnete Verdienste Christi, ohne Buße, ohne Sinnesänderung, ohne Heiligung gerecht und selig werden.

IV. Wieder andere wollen ohne den Dienst der Kirche, in der doch Christus die Macht, Sünden zu vergeben, hinterlegt hat, gerecht und selig werden.

V. Wieder andere wollen durch bloßen Glauben ohne die herrschende Liebe zu Gott, die doch das Wesen und das Leben aller Gerechtigkeit ist, gerecht und selig werden.

VI. Wieder andere wollen durch Glauben ohne gute Werke gerecht und selig werden, da doch die guten Werke die rechten Früchte des heil. Geistes, der Liebe und des lebendigen Glaubens sind.

VII. Wieder andere wollen bloß durch äußere Bußwerke, ohne den innern Geist der Gerechtigkeit gerecht, ohne Liebe selig werden.

Dieser heillosen Trennung macht der Christ ein Ende — durch Vereinigung alles dessen, was in der Spaltung nicht gedeihen kann. Unter den Lehrern der Kirche hat vorzüglich Augustinus jene Trennung aufgehoben, und diese Vereinigung deutlich ausgesprochen. Nach dem Inhalte seiner Schriften wirken, a) Christus, b) der heilige Geist, c) die Kirche, d) Glaube, e) Liebe, f) Buße, g) gute Werke zur Heiligung und Be=

seligung des Menschen mit. Nach ihm, so wie nach dem klaren Zeugnisse der heiligen Schriften des neuen Bundes, ist Christus unsere Gerechtigkeit (I. Kor. I. 30), insofern der, welcher für die Sünden der Welt gestorben und um unsrer Gerechtmachung willen von den Todten erstanden ist (Röm. IV. 28), die Sünder, die sich durch Buße der Sündenvergebung empfänglich gemacht haben (Apostelg. II. 38), durch die Kirche, der die Macht, die Sünden nachzulassen oder zu behalten, gegeben ist (Joh. XX. 22. 23), von Sünden reiniget und losspricht, durch seinen heiligen Geist die Liebe in ihren Herzen ausgießet (Röm. V. 5), eine Liebe, welche die Seele guter, gottgefälliger Werke (Jak. II. 14 — 26), und mit der Liebe den Frieden spendet (Röm. V. 12. 3), welcher der Vorschmack und die Anwartschaft der Seligkeit ist. (Röm. VIII. 15 — 17.)

So tiefe Blicke in das Christenthum konnte er nur durch fortgesetztes Studium der Schrift und der Tradition, durch die aufhellenden Erfahrungen in der Seelenpflege und durch die sich immer und immer wiederhohlenden Uebungen in der Selbstbelebung seines Gemüthes gewonnen haben.

Gamaliel.

1816.

Wenn du lange über eine heilige Sache nachsinnest, so bemächtiget sie sich deines Herzens und Verstandes. In dieser Gemüthsfassung werden dir gewisse Ausdrücke, die zwar nie die Sache selber sind, aber doch die

Wahrheit wenigstens für dich, passender bezeichnen als andere, lieb und werth, gleichsam Hausfreunde.

Diese deine Hausfreunde sind aber den mechanischen Nachbarn, die nie in ihr Inneres und nie in die Tiefe der Religion geblicket haben, fremde; den scholastischen Gelehrten, die die Sprache des Gemüthes nach der schärfsten Spitze des Begriffes dolmetschen, anstößig; den lustigen Köpfen, die über das Natürliche wie sie es nennen, nicht hinausgehen, um sich nicht im Uebernatürlichen zu versteigen, lächerlich.

So kommen erstens: die heilige Sache, um der Ausdrücke willen, die der Mehrzahl fremde, anstößig, lächerlich sind — und die Sache selber fremde, anstößig, lächerlich machen; so kommen zweytens: die Ausdrücke um der fremden, anstößigen, lächerlichen Sache willen; so kommen drittens: die Personen, um der heiligen Sache und der passenden Ausdrücke willen, die aber beyde für fremde, anstößig, lächerlich ausgeschrien werden, mit ins Geschrey. Das Geschrey wird von allen Seiten verstärkt; denn durch wahre oder vermeynte Gefahren allarmirt, schreyen nun auch mit — ängstige Gewissen; der Eifer ohne Licht schreyet bewußt oder unbewußt in den Wächtern des Heiligthums auch mit; die spottenden Luciane der Zeit schreyen auch mit, und die Zeitungen, die von Neuigkeiten leben, auch, und der Pöbel — auch . . . . Mitunter werden wahre Thatsachen ver-

größert, ungeschehene erdichtet, wirkliche verstümmelt, falsche aufgebürdet: ein großer Nebel verhüllet die wahre Gestalt der Dinge.

— — Ich will nicht mit schreyen, ich will nicht urtheilen vor der Zeit, ich will weder die Personen, noch die Sache, noch die Ausdrücke verdammen, bis sie sich selber nach reifer, vollendeter Prüfung, als verdammungswerth, oder als rein von angeschuldeten Makeln werden dargethan haben. Dadurch bereite ich mir das selige Bewustseyn, keinen Unschuldigen verdammt und keinen Unheiligen heilig gesprochen zu haben.

2.

Mit dem stetigen Forschen in seinem Selbste verband er Lectüre und Beobachtung in seinem Kreise, und Composition nach guten Mustern; dadurch erwarb sich der thätige Mann einen richtigen Geschmack und eine Fertigkeit in prosaischen Aufsätzen aller Art, die durch Wahrheit der Gedanken und durch Klarheit des Ausdruckes gefielen.

Sein Urtheil, besonders in Sachen der Erziehung und Seelensorge war entscheidend, und um Mittheilungen seiner Kenntnisse ließ er sich nicht zweymal bitten. So hatte er keinen geringen Antheil an der verbesserten Ausgabe meiner Erziehungslehre 1809. Denn nicht nur hat er, als praktischer und durch Erfahrung bewährter Erzieher mir viele fruchtbare Anmerkungen zur Schrift: Ueber Erziehung für Erzieher,

mitgetheilt, die ich alle dankbar benutzte, sondern auch zu dem Bekenntnisse eines Mentors viele Data geliefert und das vortreffliche Realregister des Werkes gemacht. Ehre, dem Ehre gebührt!

3.

Was seinen Beobachtungen neben dem Werthe der Wahrheit noch den des Unvergeßlichen gab, war seine Gewohnheit, das Auffallende und besonders Merkwürdige, das sich in seinem Wahrnehmungskreise ereignete, nicht nur als treuer Zeuge ganz so wie es geschah, aufzufassen, sondern auch mit erinnernden Ausdrücken gleichsam zu siegeln. So stieß ich in seinen Tagebüchern auf

Ein Original von Gebetshaß
in einem rohen, und in sittlicher Verwilderung tief versunkenen Menschen aus der niedersten Volksklasse:

Da lag eine kranke Mutter und sagte zu ihrem Vetter: Lieber Vetter, bete doch auch ein Vaterunser für mich, daß ich wieder einmal aufkommen und für meine Kinder und Hausgenossen sorgen könne. Der Vetter antwortete: du bist ein Narr mit deinem Beten: fluche so viel du fluchen kannst, und bestelle dir noch andere Leute, die mitfluchen: da will ich das Meine gern dazuthun, — du wirst eher aufkommen, als mit deinem Beten.

4.

Obgleich die Bildung seines innersten Gemüthes durch Andacht, Liebe, Demuth, Geduld, Gelassenheit sein **praktisches**, und die Theologie als Wissenschaft sein **theoretisches** Hauptstudium ausmachte: so schloß er doch nie ein einzelnes Bildungszweig von dem Kreise seines Denkens und Lernens aus, sondern ergriff jeden Anlaß, etwas, das er nicht kannte, kennen zu lernen. So haben die Anstalten der botanischen Gesellschaft in Regensburg, und selbst auch das Bedürfniß seines pädagogischen Berufes, in ihm den Vorsatz erzeugt, das Studium der Pflanzen mit besonderm Fleiße mitzunehmen. Daher seine botanischen Excursionen.

So erzählt er am 5. May 1807 in seinem Tagebuche:

Ich stand Morgens um vier Uhr auf, weil ich mit Herrn Subregens Ring einen botanischen Auslauf in den Weidinger Wald vornehmen wollte. Wir genossen unter herzlichen Gesprächen des herrlichen Morgens, und beteten bey Aufgang der Sonne unsern Schöpfer an, der durch ihren Schein Millionen Wesen segnet und erfreut; dann suchten, fanden, und legten wir die gefundenen Pflanzen in ihre Stellen.

§. III.

Aus seinem Tagebuche.

Nec te quaesiveris extra.

Persius.

Sein Tagebuch.

Seiner Freunde einer, der viel Einfluß auf seine Bildung gehabt haben mochte, gab ihm den Rath, sein innerstes Leben genau zu beobachten, und das Wichtigste, was er bemerkt hätte, mit wenig Worten aufzuzeichnen. Mit diesem geheimen Tagebuche *) seines Selbstes, das nur für ihn, für den Allschauenden und für das verschwiegendste Auge eines Freundes Daseyn hätte, sollte er verbinden ein literärisches von seinem Schriftstudium, von seiner Lectüre, und ein historisches von seinen Erfahrungen und Schicksalen. Dies dreyfache Tagebuch fieng er mit frommer Sehnsucht nach Wahrheit an, und brachte es seinem Freunde von Zeit zu Zeit mit der Bitte, es durchzusehen und mit einigen Zeilen aus seinem Herzen zu bereichern. Zur Probe einiges:

---

*) Dies Tagebuch fieng er schon in seinen Studienjahren an und setzte es fort — bis an sein Lebensende.

I.

Das unum necessarium.

Wir haben unzählige, einander fressende, uns selber verzehrende Sorgen. Könnten wir sie alle zernichten, und dadurch Einer Sorge in uns auf den Thron helfen: so wären wir gut, weise, selig — oder auf dem kürzesten Wege, es zu werden. Das heißt in der Sprache Christi: Suchet zuerst das Reich Gottes und dessen Gerechtigkeit.

II.

Der Liebe ziemt Liebe.

Da Gott die Liebe ist: so kann ihm nur Liebe, diese Gottähnlichkeit im Menschen, gefallen.

Dem Vater — kindliche,
dem Sohne — dankbare,
dem Geiste — gehorchende,
dem dreyeinigen Gotte — dreyeinige Liebe.

(Am Dreyfaltigkeitssonntage 1792.)

III.

Das Heilige in seiner zweyfachen Function.

Zuerst leeret es uns von allem aus, was ungöttlich ist; dann füllet es uns mit allem, was göttlich ist, und wir empfangen können.

IV.

Unser ecce homo.

Wenn wir uns genau erforschen: so werden wir zweyerley in uns, das sehr demüthiget, entdecken:

1) ein Unthätigseyn, oft auch ein Quasitodtseyn zum Guten,

2) ein Thätig- ein Lebendigseyn zum Bösen.

Wo nehmen wir nun die Uebermacht her, um jenes Unthätige zu beflügeln, jenes Quasitodte zu beleben, und dieses Lebendige zu lähmen, zu tödten? Diese Uebermacht giebt Gott denen, die im Kleinen, das sie empfangen haben, treu sind, und durch Treue im Kleinen sich des Größern empfänglich machen.

V.

Wie dein Blick, so du.

Wie der Blick in uns hinein treuer, zu Gott auf einfältiger, auf die Dinge außer uns hin gerader, und mit dem Blicke zu Gott einstimmender wird, desto besser werden wir.

VI.

Grundsatz des heiligen Salesius.

Kannst du von Gott viel nehmen, so kann er noch mehr geben. Kannst du von Gott das Beste nehmen, so kann er dir sich selbst geben.

VII.

Wahrheit und Lüge.

Es gehet alles Heil von dem Puncte aus, daß wir das sinnliche Ich dem geistigen, und das geistige der Wahrheit, Gott, unterwerfen, oder wie Jesus sagt: abnega te et sequere me, d. i. verläugne die Lüge in dir, und anerkenne die Wahrheit in mir.

VIII.

Geistes-Armatur.

Gebet und Widerstand, Widerstand und Gebet, eigentlich Treue in Beyden ist die rechte lebendige Armatur des Geistes. Denn Gebet stählet zum Widerstand und Widerstand drängt zum Gebete; Gebet hohlet Gottes Macht, Widerstand verwendet sie zum Kampfe, bis Sieg und Herrlichkeit erkämpft seyn werden.

IX.

Werth der Augenblicke.

Petavius hat die Psalmen Davids größtentheils während der Zeit, die er zum Kirchen- und zum Tischgehen 2c. verwenden mußte, in so schöne griechische Verse übersetzt, daß Hugo Grotius, wie er in einem seiner Briefe *) ad Gallos bezeugt, sie zu seinem täglichen Erhohlungs- und Erbauungsbuche gemacht hat. Was könnten wir ausrichten, wenn wir den Augenblick so wichtig zu schätzen, und so trefflich zu benutzen wüßten!

X.

Krankheit und Arzney.

Paulus hat die Universalkrankheit des menschlichen Geschlechtes, und die Universalarzney zur Heilung derselben am besten gekannt und am besten beschrieben. Gekannt hat er sie beyde aus Erfahrung, beschrieben hat er beyde im Briefe an die Römer. Sie heissen: Sünde und Gnade.

---

*) Summas gratias ago pro Psalterio. Est ipsa Graecitas, et Poesis nativa. Semper juxta me repositum eum librum habeo, ut et sensibus et verbis animum pascam.
Vale. Epist. CC. p. 469. Edit. Elsevir.

Fernere Auszüge aus seinen Tagebüchern.

17. Nov. 1792.

Ueber den Streit der Gelehrten, was das höchste Gut des Menschen sey.

Die Weisheit, ruft Einer, ist mir das höchste Gut; die Freyheit und Unabhängigkeit des Geistes, meynt der Andere; die Tugend, glaubt der dritte; die Seligkeit, spricht der Vierte. Um von den übrigen, die nicht so hoch fliegen können, weil sie auf der Erde kriechen, zu schweigen, kann man sagen: die genannten Viere können, wenn sie sich verständigen, sich vereinigen wollen, alle recht haben, und: sie können alle vier unrecht haben, wenn sie auf der Trennung beharren. Sie können alle viere recht haben. Denn die Weisheit, die Freyheit, die Heiligkeit und die Seligkeit, a) als bleibend, als ewig, b) als ungehemmter Zustand, und c) in ihrer ganzen Fülle gedacht, sind offenbar die höchste Befriedigung aller Bedürfnisse der höhern Natur in uns, also höchstes Gut. Man kann aber auch sagen: die Viere haben unrecht, in so fern sie von Gott (also auch von der Ewigkeit, und von der Vollendung),

abstrahiren, und ihr Gewächs außer Gott hervorbringen, oder außer Gott auch nur wachsen lassen wollen; denn Gott ist es allein, der die Bedürfnisse nach Wahrheit, Freyheit, Heiligkeit und Seligkeit durch sich befriedigen kann, wie er sie aus sich — in uns gelegt hat. Also ist Gott das Eine höchste Gut der Menschheit.

Das einfachste Recept in der Heilkunde des Geistes. 1793.

Entweder — oder: Entweder hast du den Anbiß des Guten schon gemacht, oder du hast du ihn noch nicht gemacht. Hast du den Anbiß des Guten schon gemacht, so laß nicht mehr davon ab. Hast du ihn aber noch nicht gemacht, so entsage dir das Liebste, bis du dich seiner ermächtiget haben wirst.

(Was hier Anbiß des Guten heißt, hat Paulus: Ergreifung des Lebens, apprehende vitam, genannt.)

Lebensmaximen:

1. Juny 1798.

Rein in Lehre und That:

Keine Blöße in den Augen der Schwachen:

Auf Gott allein vertraut:

Nichts gefürchtet.

Charakter des Weisen.

20. August 1798.

Noch schläft der alte Haß unter der Asche, noch geht der blinde Eifer, wie ein Löwe, umher, suchend, wen er verschlinge. Wachet, betet, thut Gutes im Vertrauen auf den Herrn und fürchtet — nichts.

17. April 1799.

Die Zunkunft liegt in Gottes Hand, — unser Herz auch.

20. Jul. 1799.

Alles, was nicht näher zu Gott führt, ist Umweg für den Pilger, den das Heimweh ergriffen hat.

30. Dezember 1799.

Die seltene Verbindung des: probate spiritus mit dem: nolite extinquere spiritum, d. i. das genaue Prüfen, und das feste Erfassen des Geistigen, das sich als Göttliches erweiset, so wie das Nichtachten und Verschmähen dessen, was bloß den Schein des Goldes aushängt, ohne Gold zu seyn, und seine Nichtigkeit erwiesen hat, kann nur durch Langmuth, die warten kann, und durch Demuth, die nicht scheinen will, erlernet werden.

Der Entschluß im Jahre 1800.

Wenn der Goldfaden des Christenthums in der Ausdehnung abnimmt, so soll er in der Intension

zunehmen. Weil denn so viele Halbchristen sich von Christus ganz los sagen, so wollen wir uns ganz Ihm zu-sagen, nichts dulden in uns, was nicht Licht von seinem Lichte, Geist von dem Geiste seiner Kirche wäre. Dann muß der Goldfaden auch wieder an Ausdehnung gewinnen. Dies ist die göttliche Wiederbelebung des himmlischen Reiches auf Erde.

15. Jäner 1801.

Der vertrautere Umgang mit den Studien der Zeit klammert mich mit neuen Banden an das Evangelium Christi. Denn es wird so klar und anschaulich, wie am Mittage, daß in Hinsicht auf die ewigen Angelegenheiten alles Laufen außer Seiner Bahn eitel Schattengefecht sey — und weder die rechte Helle, noch die rechte Wärme anders, als im Glauben an Ihn und in Liebe zu Ihm, könne geboren und erzogen werden.

Trost bey Zurücksetzung.

12. Jul. 1801.

Die Natur muß es fühlen, wenn sie, zumal ungerechter Weise, zurückgesetzt wird; aber das Göttliche in uns spricht: Nicht mein Wille! Selbst die Heiligkeit Christi war mit Agonie verknüpft: dieser Todeskampf für das Reich Gottes ist unsre Gymnastik, unsre Tugend.

31. Dezember 1806.

Der sehnende Wunsch nach einer Pfarrerstelle, der mich lange beunruhigte, hat sich allmählig mehr in eine stille, ruhige Ergebung an Gottes Vorsehung verwandelt; wenigstens ist der vordringende Wunsch jetzt mehr in den Hintergrund getreten.

26. Jäner 1807.

Heute starb die Mutter meines Freundes, Grafen Alexander Westerholts. Sie hatte schon in der Nacht gebeichtet, und um vier Uhr Morgens die heilige Communion und die letzte Oelung empfangen. Ihr Beichtvater, Dominikaner-Prior, kam nicht von ihrer Seite, und setzte selten eine halbe Viertelstunde sein Zusprechen aus. Abends vier Uhr beichtete sie nochmal, und wollte um sieben Uhr nochmal die Communion empfangen. Aber eine Viertelstunde nach der Beicht verschied sie — sanft, wie ein reines Licht, bloß aus Mangel an Nahrung, auslischt. Sterbend legte sie mir noch die Freundschaft, die mich mit ihrem Sohne verband, ans Herz, dankte und bat um Vergebung, wenn sie je etwas gethan, oder geredet haben sollte, das mir mißfallen hätte. So schied sie, im Frieden mit Gott und allen Menschen, selig von hinnen. Auf meinen Zögling machte der Tod seiner Großmutter einen erschütternden Eindruck.

1. April 1807.

Carl W. beichtete heute, und bereitete sich zur Ostercommunion vor. Er war den ganzen Tag über

fleißig und stille. Abends las ich ihm und seiner Mama passende Lehrstücke aus S. Geistesübungen vor. Nach dem Thee hielt S., der eben auf Besuch hier war, aus dem Herzen eine Rede über die morgige Feyer: was Communion, was Ostercommunion, und was die erste Communion für Ansprüche an den jungen Christen mache, der sie empfängt. Es war Gottes Nähe, die uns umschwebte, und eine der geweihtesten Stunden.

2. April 1807.

Heute gieng Carl zur ersten Communion: Glaube und Andacht geleiteten ihn zum Tische des Herrn hin und zurück. Vor der Communion las ich ihm einen Aufsatz vor, den ich ihm zur würdigern Feyer des Tages gemacht hatte, und sprach noch Einiges aus meinem Gemüthe an das seine. Nach dem Frühstücke las ich ihm denselben Aufsatz in Gegenwart seiner Aeltern und S. nochmal vor: wir waren alle gerührt. Etwas später sprach S. ein Wort über die Furcht des Herrn, und gab es ihm nachher in der Handschrift zum Andenken des festlichen Tages. Jetzt brachten Aeltern und Verwandte dem Geliebten ihre Geschenke dar, und so ward auch diese Morgenstunde ein Engelfest und ein Familienfest. Mittags aßen wir beym Großpapa: Carl war sehr mäßig, heiter und in der schönsten Gemüthsstimmung. Gott erhalte sie ihm!

22. April 1807.

Fenelons Leben hat mir, bey wiederhohltem Durchlesen, die Tiefen meines Herzens mehr, als viele andere, auch noch so treffliche Schriften, beleuchtet, und den

Weg des Lebens im verklärten Lichte an der strahlenden Bahn dieses Einzigen vorgezeichnet. O, daß ich nun auch diesen Weg mit neuerwecktem Muthe gehen, Kind und Mann werden, dem eigenwilligen Selbste sterben, und mich rein und frey, nur im Elemente der Liebe, bewegen, nur in diesem Elemente reden und schweigen, wirken und dulden möge, wie er!

Lieber Schlund! Wohl dir, daß du diese Sinnesart am 22. April 1818 nicht mehr äußern konntest, (denn du bist schon drüben hinter dem Berge, wo kein Pfeil der Lästerung hinreicht): sonst hätte man dich der lichtscheuen Schwärmerey beschuldigt, weil du an ein Licht glaubst, das wir nicht mit Mücken und Elephanten gemein haben.

1808.

Im Blicke auf die Weltbegebenheiten seit 1789 — 1808.

Die Welt ist ohne Gerechtigkeit, weil sie ohne Religion ist. Es können, es müssen, es werden also Weltgerichte aller Art einbrechen, und sie sind schon da: Blindheit ist das erste, Zügellosigkeit das zweyte, Auflösung der Bande das dritte Gericht. — Stoff genug zum Vor-Ahnen.

9. April 1808.

Heute las ich im l'Home de desir eine Zeile, die Bibliothekenwerth hat:

Reinige dich, bitte, empfange, wirke: in diesen vier Zeiten liegt das ganze Werk.

9. Febr. 1808.

Nach Tische schrieb mein Zögling C. W. aus eignem Antriebe seine neuen Vorsätze bloß für sich auf ein Blatt nieder, das er versiegelte, und nach einem Jahre wieder öffnen will, um zu sehen, wie er sich Wort gehalten habe. Diese Regung des Bessern rührte mich, denn die Fußsalbe giebt derselbe, von dem allein das Gedeihen kommt.

Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeihen
Steht nicht in unsrer Hand.

Dies treibt den Erzieher wohl auch zum Gebete, denn, wenn Gott nicht erzöge, was wäre der Mensch, der Erzieher heißt?

6. May 1808.

Der Mensch, selbst seinem Freunde ein Räthsel.

Den Gram, der mir die Seelenflügel bindet, und den Blick verdüstert, mit einem Schlage zu tödten — vermag ich nicht, kann ihn nicht einmal dem freundlichen Auge des Nachbars unbemerkbar machen, darf ihm die Quelle davon, wenn er auch darnach fragt, nicht offenbaren, weil er, ohne Bewußtseyn und ohne Schuld, sie selber ist; muß also das Leiden schlechtweg tragen, bis der wiederkehrende Sonnenblick die Wolke zerstreut, und die verflogene Freude wieder in's Herz ruft.

17. May 1818.

Der Mensch, sich selbst ein Räthsel.

Wohin ist das Licht geschwunden, das mir gestern schien? Woher die Finsterniß, die mich heute umlagert? Wohin hat sich die Freude verirrt, die mich gestern durch das Leben trug? Woher der Unfriede, der mich heute quälet? Wohin ist der Muth, die Macht des Geistes, die mich gestern zu den Sternen hob, woher die Ohnmacht gekommen, die mich heute zur Erde niederhält? Selbst über die Natur und über die Menschen, die mich umgeben, hängt heute ein schwarzer Flor, den ich gestern nicht wahrgenommen habe.

12. Jul. 1808.

Es ist eine wunde Stelle in meinem Herzen, die bey der leisesten Berührung blutete. Ich muß meine ganze Kraft zusammennehmen, daß nicht irgend eine giftige Wurzel hervortreibe, die mein innerstes Wohlseyn kränkte. Im stillen Aufblicke zu Gott, und in treuer Selbstanmahnung zur kindlichen Hingabe an seine Führung wird sich die Wunde allmählich schließen, und ich weiß nicht, ob sie ganz vernarben werde.

1. Jän. 1810.

Der Wunderspiegel, oder das rechte: Nosce te ipsum.

Der Wunderspiegel zeigt mir in zwölf Inschriften auf so vielen Täfelchen, was ich bin und werde.

1.

Es ist im Menschen der natürliche Hang zum Bösen.

2.

Der Feind des Menschen ist also in dem Menschen.

3.

Der Feind im Menschen — schläft nie, oder nur kurzen, leisen Schlaf.

4.

Was den Feind im Menschen weckt, ist Anlaß, Beyspiel, Reiz, Versuchung.

5.

Was den Feind im Menschen bewaffnet, ist die mit ihm stets einverstandene Neigung zu den einzelnen Gegenständen der Lust.

6.

Was den Feind im Menschen unterstützet, ist die Magie der Einbildung, die den Menschen in das Reich seines Feindes hineinbildet, und darin verbildet.

7.

Was den Feind im Menschen vor dem Gewissen, vor Gott und vor der Welt rechtfertiget, ist der von dem Feinde bestochene Verstand.

8.

Was den Feind im Menschen zum Sieger macht, ist der von ihm überwältigte, seinen Forderungen nachgebende, und wenigstens durch die That übereinstimmende Wille.

9.

Was den Feind im Menschen unüberwindlich macht, ist die eiserne Gewohnheit.

10.

Was den Feind im Menschen bekämpft, ist der Glaube an Gott, an Christus, an die Kirche Christi, an das ewige Leben.

11.

Was den Feind im Menschen besiegt, ist der herrschende Geist des Christenthums.

12.

Was den Sieg über den Feind im Menschen krönet, ist die Ewigkeit.

14. Horn. 1810.

Ja und Nein.

Wer, hingegeben der Eitelkeit seines Gedanken und der Eitelkeit seines Verlangens, die Verderbtheit der menschlichen Natur läugnet, steht da — als ein lebendiger Beweis dessen, was er läugnet. Der Mund sagt Ja, das Seyn — die That Nein. Und dies Neinsagen des Mundes zum Ja des Seyns ist dir Philosophie? Mir ist es höchste Unphilosophie.

1. März 1810.

Die giftigsten Lästerungen, die sich über die besten Menschen ergießen, haben den Unglauben an das Gute zum Vater, die Herrschsucht zur Mutter, und den blinden Eifer der lichtlosen Frömmigkeit zur Posaune.

2. März 1810.

Das Genie des Apostels Paulus —

offenbaret sich durch seine tiefen Blicke in das göttliche Christenthum, die zu vereinigen wissen, was auf jedem andern Standpuncte unvereinbar scheint.

So ist nach ihm derselbe Christ Knecht aller Menschen und Herr aller Dinge: Knecht aller Menschen in Liebe, Herr aller Dinge im Glauben.

6. Dec. 1813.

Die Menschen bezeugen die Idee des Rechtes, die sie in sich tragen, stets mehr dadurch, daß sie das Böse an andern gestraft als an sich verbessert wissen wollen.

5. Dec. 1813.

Ein anders ist, was die ewige Gerechtigkeit durch Verhängnisse über böse Menschen vollstreckt, ein anders, was die Obrigkeit verfügt, um das überwiesene Verbrechen zu strafen, ein anders, was der Privat-Mensch in glühender Wut gegen einen wahren oder vermeynten Bösewicht, unternimmt.

Das Erstere liegt in Hand der Weltregierung, das Zweyte in der höchsten Macht des Staates, das Dritte ist Unrecht, das keine Rechtfertigung zuläßt.

15. Jän. 1815.

Scheu vor Scheu.

Die Wissensscheu, die viele fromme Priester nicht verbergen können, entehrt den Priester, denn

auf den Leuchter gestellt, um sein Licht leuchten zu lassen, kann er mit bloßer Wärme nicht ausreichen.

Diese Wissensscheu hat der Ruf des Herrn: ihr seyd das Licht der Welt, aus seiner Kirche verbannen wollen. Deßhalb giebt es eine vernünftige, eine christliche Scheu vor der Wissensscheu: die Wahrheit, die nur geglaubt werden kann, will geglaubt; die gewußt werden kann, will gewußt seyn. Und, wie der Weise in den Glaubenden die Wissensscheu mißbilliget, so muß er in den Wissenden die Glaubensscheu noch mehr tadeln.

Warum mehr? Darum, weil der Glaube an Gott, an Christus, an die Ewigkeit, ohne eigentliche Wissenschaft, in das Leben übergehen und den Menschen gut und selig machen kann; das Wissen der Natur, der Zeit, der Endlichkeit aber, ohne Glauben an das, was über der Natur, der Zeit, der Endlichkeit liegt, weder gut noch selig machen kann.

15. Febr. 1815.

Selbstanmahnung einer schwerbeladenen Seele.

Auch in diesem Gedränge kommt dir, wie überall, das Heil nur aus Stärke des Gemüthes, die Stärke aus Zuversicht, die Zuversicht aus Glaube, der Glaube aus Gott.

3. April 1815.

Man weiß oft mehr als man weiß. Das ist: man erblickt eine Wahrheit in ihrer wahren Bedeutung

und Schönheit, ohne das Ganze derselben in allen ihren Theilen durchzuschauen, oder die Tiefe ihres Sinnes zu ergründen. Der durchschauende, der ergründende Blick kommt oft erst nach zwanzig, dreyßig Jahren nach, oft bleibt er der Ewigkeit aufbehalten.

In dem Gesichtspuncte des Göttlichen kann man sagen: daß alles Durchschauen, alles Ergründen der Ewigkeit anheim falle.

Ja, wenn das Durchschauen und Ergründen in höchster Bedeutung genommen wird, so muß man sagen: was das Wesen Gottes und alle Dinge durchschaut, was alle Abgründe durchdringt, ist nur Gottes Auge, kein Mensch, kein Engel.

1. May 1816.

Ueber Geselligkeit.

Der gesellige Umgang im gebildeten Mittelstande ist ungleich zwangloser und fröhlicher als in höhern Ständen, die außer dem geschlossenen Familienkreise fast keine Herzlichkeit und Wahrheit im Umgange mehr zulassen.

An meinem 38. Geburtstage.

Im Rückblicke auf mein Leben ist es immer das 1793. Jahr, das mich zum regesten Danke gleichsam neuschafft. Denn mein besseres Seyn und der Friede, den die Welt nicht kennt und nicht geben kann, datirt sich von diesem Jahre an.

So oft ich einen Studenten sehe, der von seinen Bildungsanstalten nichts mitbringt, als Kenntnißstolz und Rohheit der Sitten, oder Sittenfeinheit ohne Sinn für das göttliche Christenthum, für Reinigkeit des Herzens und des Lebens, oder Eifer für Frömmigkeit ohne Licht: so steht mir vor Augen, was aus mir geworden wäre, wenn mich die Providenz nicht an Männer addressirt hätte, die Wahrheit in Liebe, und Liebe mit Geist und Leben verkündend, dem ganzen innern Menschen jene Richtung zu geben verstanden, in der wir seyn müssen, um Söhne des neuen Bundes zu werden, die Licht, Liebe und Leben in sich aufnehmen und an sich darstellen.

So lange dieser Johannes-Sinn (denn in seinem Evangelium, wie in seinem ersten Briefe kommen die drey Ausdrücke: Licht, Liebe, Leben, nicht ohne Ursache so oft vor), in unsern Lehranstalten, Seminarien, Consistorien ꝛc. nicht herrschend wird, und seine Herrschaft nicht geltend macht, ist für die Verbesserung des Klerus und für die Erneuerung christlicher Gemeinen nicht viel zu hoffen.

Es fehlt zum dauernden Gebäude die Basis, die weder entbehrlich gemacht, noch durch etwas anderes ersetzt werden kann.

1. Jän. 1817.

Was auf Krankenlagern und Sterbebetten mit großen Buchstaben geschrieben seyn sollte, was der Prie-

ster, der mir Sterbenden heut oder morgen die Hand unterlegt, in mein Bewußtseyn rufen sollte, ehe es schwindet, ist das Wort: Wie sich Isaak auf dem Opferaltar, wie sich das prophetische Lamm auf der Schlachtbank, wie sich Christus auf Golgatha — in den Leidenden und Sterbenden abgebildet hat: so wird die Glorie auf Thabor — und die Glorie zur Rechten des Vaters sich abbilden in allen Vollendeten.

1. Jän. 1817.

Licht und Farbe.

Was wir aufwärts auf Gott zurückführen, einiget sich im Urlichte, und was wir abwärts theilen, löset sich in Farben auf.

Das Licht selbst ist mir lieber, als Newtons Farbenspiel. ...

Darum ist nur Einigung im Gange aufwärts möglich, und Spaltung im Gange abwärts nothwendig.

O, verstünde ich, was ich ahne, oder könnt' ich sagen, was ich glaube!

Doch ich soll nicht sagen können, soll nur den Gang gehen — und damit genug!

Den wollen wir auch gehen, denn er ists werth.

2. Jän. 1817.

Verschieb das Wichtigste nicht.

Das hat viele getödtet, daß sie immer sagten, cras, cras, morgen, morgen, und sieh! auf einmal

schließt sich die Thüre zu. Draußen mit dem Rabenschrey — mußte der zurückbleiben, welcher keinen Taubenseufzer hatte.

(Augustinus Serm. XVI. de Verbis Domini.)

3. Jän. 1817.

Die kräftigsten Erinnerungen an Gott, die unablässig mein Herz bald schütteln, bald regen .... sind

seine Wohlthaten, die ich schon empfangen habe;

seine Führungen, unter denen ich noch stehe;

seine Verheissungen, die an mir noch in Erfüllung gehen werden.

4. Jän. 1817.

Die Welt hat Eulen-Natur: jemehr Licht umher, desto mehr ist sie im Dunkeln.

5. Jän. 1817.

Sünde, Strafe, Sünde.

Schamlosigkeit wie 12 ist Strafe der
Schamlosigkeit wie 6.

6. Jän. 1817.

Sollte ich selbst sterblich seyn, weil etwas an mir sterblich ist, der Mensch das Schicksal seines Rockes haben?

* So viel aus der kleinen Bibliothek seiner Tagebücher, als Bild und Pfand dessen, was nicht mitgetheilt ward.

§. IV.

Bruchstücke aus Briefen von Ihm und an Ihn.

Ex fructibus arbor.

* * *

Die hier ausgehobenen Gedanken sind theils als Selbsterzeugnisse, theils durch Adoption seinem Schatze einverleibt worden; in jeder Hinsicht waren sie seine lieben Freunde geworden, und verdienen es auch die unsern, ein Gemeingut der Edlen im Lande, zu werden. ... Sinn für Wahrheit, Religion und Freundschaft heiliget und verschönert die schriftlichen Mittheilungen wie die mündlichen: an diesen Bäumen wächst und reift nur gute Frucht.

---

4. May 1810.

Das Beste aller guten Werke, die ungesehen bleiben.

Wer die Wahrheit liebt und ihrer ansichtig werden will, muß sich selber täglich neun und neunzig mal von der Lüge scheiden, wenn ihm, bey dem hundertsten Versuche, ein heller Blick in die wahre Wahrheit sollte geschenkt werden können. Und dies ist das Beste, was wir auf diesem Planeten thun können.

29. Sept. 1800.

Warnung vor Schiffbruch.

Was Paulus seinem Timotheus nahe legte: Laß Glaube und gutes Gewissen dir gleich heilig seyn, denn bey einigen hat der Schiff-

bruch am Gewissen, den Schiffbruch am Glauben nach sich gezogen (I. Timoth. I. 19.), hat einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er die Einigkeit des Glaubens und die Lauterkeit des Gewissens zu seinem höchsten Augenmerke machte, und sich und seine Freunde stets zur Festhaltung an Beyden, an Glaube und Gewissenhaftigkeit ermahnte, und jede Ermahnung dazu als Kleinod aufbewahrte. Für ein solches Kleinod hielt er nachstehendes Schreiben:

„Was deine Frage betrifft, ob man denn nicht durch schriftlichen und mündlichen Umgang mit frommen, lichthellen und weisern Seelen seine Glaubens- und Erfahrungs-Sphäre erweitern dürfe, so kann ich nicht Nein, ich muß Ja sagen.

Nur mußt du auch die zwey Wehren scharf ins Auge fassen. Auch der frömmste, beste Mann kann in einzelnen Meynungen, Handlungen ausgleiten, wenn ihn nicht die Providenz durch Verfolgungen seiner Feinde, oder durch Warnungen seiner Freunde auf der ebnen Bahn erhält. Lichtscheue Lästerung des Feindes und lichtvolle Warnung des Freundes sind treffliche Schutzwehren des Guten, daß ihn weder der Eifer, noch die Trägheit auf der guten Bahn um- und in ein fremdes Feld hinaus-werfen. Und so vereiniget sich in meinem Herzen die zärtlichste Theilnahme an allem Guten, das Gott der Herr in seinen Freunden wirket, mit der kräftigen Fürsorge, daß demselben Gott in seiner Sache nichts verderbet werden möge.

Besonders im Wonnegefühle der Andacht müssen wir uns inne halten, und an uns die Frage thun: Wie wird mir seyn, wenn diese Seelenfassung um Tage, Monate, Jahre älter geworden seyn wird?

Was die Verfolgung betrifft, so ist der Muth, sie nicht zu scheuen, eine große Gabe. Indessen werden denn doch Zeiten kommen, wo wir das Licht, den Frieden, den Muth, der uns jetzt hebt, nimmer finden werden. ... Dahin müssen unsre Blicke jetzt schon sehen. Der wahre Christ sagt mit Augustinus: Alle wahre Weisheit hat Gott zum Vater und die Kirche zur Mutter: Liebe gehorchet jenem, Demuth dieser. Und die rechte Liebe ist voll Demuth, und die rechte Demuth voll Liebe.

Eben jene Liebe ist es, die keine Verfolgung scheut, und diese Demuth, die keine Warnung ungeachtet läßt. Rein lieben und demüthig glauben sey auch hier unser Looswort!"

1800.

Ilias in nuce.

Ich weiß nichts Tröstenders für dich und mich, als was ein Kirchenlehrer schrieb:

I. Der Vater offenbart sich durch seinen Sohn,
II. Der Sohn durch den heiligen Geist,
III. Der heilige Geist durch Gerechtigkeit, Friede, Freude, in der ganzen Kirche und in den einzelnen Kindern Gottes.

21. April 1800.

Ohne Tod kein Leben.

Es bleibt dabey: So viel wir dem Ungöttlichen sterben, so viel kann das Göttliche in uns leben.

Gegen die Mitte zu. 1800.

Da bisher in manchen Gegenden nur der Aberglaube privilegirt war, und nun es auch der Unglaube zu werden scheint: so wollen wir desto kräftiger gegen die Mittellinie zu — steuern. Es regiert die Liebe, auch wo wir sie nicht sehen; und das Licht muß siegen, auch da, wo es scheint — zu erliegen.

1. Jän. 1801.

Das Looswort des edlen Streiters.

Nur für die Wahrheit, und nur mit der Wahrheit muß es gekämpfet seyn. Die Wahrheit muß also das Ziel des Kampfes und die Waffe des Kämpfers seyn — und ist beydes so selten!

28. Jul. 1801.

Die vernünftige Tautologie.

Der gute Gott ist zwar eine Tautologie, — denn Gott ist das Gute — und das Gute ist Gott; aber eine Tautologie, die für ein liebendes Gemüth sinnreich und sinnvoll ist; denn indem sie aus dem Meere des Göttlichen die Güte heraushebt, und die Güte selber zu Gott macht: spricht sie mit Johannes Eines und Dasselbe aus: Gott ist die Liebe. Und das ist Er.

Sept. 1804.

Und es fuhr aus in die Menschheit — der böse Geist, der da heißt — Selbstsucht — und dieser böse Geist — ist in Hinsicht auf Gott **Irreligion**, in Hinsicht auf Menschen **Ungerechtigkeit**, in Hinsicht auf stehende Einrichtungen **Zertrümmerung**.

3. Jän. 1805.

Tria maximi momenti.

I. Gott, das Wesen aller Wesen,
II. Christus, das Centrum aller Offenbarung,
III. Die Kirche, das Universalorgan aller Fortpflanzung, Ausbreitung, Erhaltung der Religion: —

Diese drey Realideen können nicht zu oft betrachtet, nicht zu laut ausgesprochen, nicht zu kräftig in Bewegung gesetzt werden.

1. Jän. 1807.

Bilderbibel.

Die Natur ist allerdings eine Bilderbibel für das Auge des Gottesverehrers, denn es offenbaret sich Gott darin und dadurch — aber nur dem Gemüthe, das Gott im Gewissen, in den heiligen Schriften, in der christlichen Kirche schon gefunden hat, und ihn in der Natur nur wiederzufinden bedarf. Das ursprüngliche Erkennen Gottes geht nicht aus der Natur, sondern aus dem Geiste hervor, und der Geist nimmt sie aus Gott selber.

12. May 1807.

Der Garten Gottes.

Es ist nur Einer, von dem alle gute Pflanzen in seinem großen Garten kommen; nur Einer, für den sich alle Blühten hervordrängen; nur Einer, dem alle Aernten reifen; weil nur Einer ist, der Wachsthum und Gedeihen giebt.

1. Jän. 1809.

Wahrheit, die — oder eine.

Die Wahrheit ist weder Mann noch Weib, sondern sie ist entweder die Geister-Sonne selber, oder ihr Abglanz; je nachdem sie die Wahrheit selber, oder eine Wahrheit ist.

1. Jän. 1810.

Besser ein offenbarer Feind, als ein süßheuchelnder Freund.

Wer sich als Freund des andern anstellt, das er nicht ist: der ist ärger als ein Falschmünzer.

(Aristoteles C. IX. Eth.)

Sehr wahr, denn der Falschmünzer bringt mich nur um das Gut der Erde, der falsche Freund aber um die Güter des Geistes, feste Erkenntniß der Wahrheit, Ruhe des Gemüthes, oft auch Friede des Gewissens, in so fern ich in das Netz, das er mir legt und mit Blumen der Liebe zudeckt, unvorsichtig trete und die unterliegenden Fußangeln — mir eintrete.

5. May 1810.

Der Tod im Leben.

Was der Verfasser der güldenen Zeit im J. 1759 von der gemeinen Naturforschung in seinen Tagen aussagte, ist leider von den gemeinen Naturforschungen im Jahre 1810 noch wahr:

Die Natur außer der Gegenwart Gottes anzusehen, ist eine Pest der Ideen. Es ist in allen Menschen ein unwiderstrebliches Mitwissen oder Gefühl der unsichtbaren Kräfte, welche die sichtbare Natur animiren. Es ist auch ein geheimes Ja und Amen in uns von der Gegenwart der Weisheit in uns und außer uns. ...

Wer die Wissenschaft von dieser Pest heilte, wäre der größte Arzt unter den Aerzten und Nichtärzten; denn er hätte den Tod in den Natursystemen der alten und neuern Zeit überwunden.

1. May 1812.

Der Fromme, nicht der Frömmler.

Alle Dinge sind Vorwürfe der göttlichen Fürsehung, aber der Fromme ist ihr Endzweck.

Fromm ist aber im Auge der Wahrheit nur der, welcher in Gott lebet wie Henoch, vor Gott wandelt wie Abraham, mit Gott wirket wie Daniel.

30. März 1812.

Die Einheit und die Einigung.

Zwey Dinge machen den tiefsten Eindruck auf mich: die Einheit des Seyns und die Einigung des Gemüthes.

Ein Gott,
Ein Christus,
Eine Kirche, —

diese dreyfache Einheit ergreift das Gemüth und hebt und trägt es in der Zeit — zur Ewigkeit, wenn es anders mit der dreyfachen Einheit Eines werden, seyn, bleiben will.

In dieser Einigung liegt unsere Vollendung, die Vollendung

in Religion und Tugend,
in Weisheit und Stärke,
in Lauterkeit und Seligkeit.

Diese dreyfache Einigung verscheuchet in uns und außer uns Finsterniß, Sünde, Tod, Hölle.

Diese Einigung überwindet den Eigendünkel der Ketzerey, den Eigenwillen der Spaltung, und den Eigensinn des Unglaubens.

18. May 1815.

Verachte die Wissenschaften nicht, denn sie haben mehr Gehalt, und leisten mehr, als kein Unwissender glauben kann.

Vergöttere die Wissenschaften nicht, denn sie haben weniger Gehalt, und leisten weniger, als kein Wissender glauben kann.

Nur der Weise weiß, was sie sind und können.

1. Jän. 1816.

Die Dornspitzen des Systems stechen manches fromme Gemüth, obgleich da, wo das fromme Gemüth Spitzen fühlt, der in das System eingeübte Blick nichts als Rosen sieht .... oft auch dort Rosen sieht, wo keine sind.

16. Octob. 1816.

Kein Fatum in der Natur, kein Zufall in der Geschichte.

Es ist doch wunderbar, daß von den ungleichsten Altären die gleichendsten Funken aufsteigen. Es ist wunderbar, daß in so verschiedenen Völkern, Zeiten, Weltgegenden, bey den verschiedensten Ausdrücken doch eine auffallende Einheit in Sinn und Geist hervorspringt, die man unmöglich dem Zufall — auf die Rechnung schreiben kann, ohne den Zufall vernünftiger zu machen, als alle Menschenvernunft nicht ist. Oder soll es Zufall seyn können, daß wir

sieben Throngeister Gottes bey Ezechiel und Johannes;

sieben Fürsten der Obern Welt bey den Chaldäern;

sieben Laute der Weltharmonie bey den Aegyptern;

sieben Sprossen der Weltleiter bey den Braminen;
sieben Mächte bey den Persern;
sieben Sephirots bey den jüdischen Weisen;
sieben Urgestalten der ewigen Natur bey den ältern und neuern Freunden der Gottesweisheit, wie sie sich nennen — finden?

Soll es Zufall seyn, daß die Siebenzahl überall auf die Dreyheit und die Dreyheit auf die Einheit zurück weiset? Soll der Zufall das Eine richtige Prinzip der Erklärung von diesem allen seyn können? Und, wenn er es offenbar nicht seyn kann, wo kann das Prinzip anders liegen, als darin, daß alle Ströme aus Einer Urquelle, alle Funken aus Einem Urlichte, alle Laute aus Einem schaffenden Urworte gekommen seyn müssen?

25. Dec. 1815.

Weihnachtsgeschenk.

Da ich dich, du heilige Gestalt! in deiner Erscheinung auf Erde nicht sehen, nicht hören, nicht berühren konnte: so will ich mir die Seligkeit nicht rauben lassen, dich in jener Gestalt anzuschauen, die einer nachgebildet hat, der dich, auch nach deiner Auferstehung noch, mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören, mit seinen Händen berühren konnte.

Seine Nachbildung ist einfach, groß und schön:

I. Du bist ihm das Leben;

II. Du bist ihm das ewige Leben;

III. Du bist ihm das ewige Leben, das im Anfang war;

IV. Du bist ihm das ewige Leben, das im Anfange bey dem Vater war;

V. Du bist ihm das ewige Leben, das im Anfange bey dem Vater war und ihm erschienen ist und allen, die dich mit ihm sehen konnten;

VI. das er also mit seinen Augen gesehen, mit seinen Ohren gehöret, mit seinen Händen berühret;

VII. und davon er andern verkündete, was er gesehen, gehöret hatte;

VIII. und davon er deßhalb verkündete, damit die andern auch in eine Gemeinschaft mit den Verkündern

IX. und in eine Gemeinschaft mit Christus selbst, mit dem Sohne,

X. und in eine Gemeinschaft mit dem Vater treten,

XI. und dadurch Freude,

XII. und völlige Freude haben möchten.

Dies ist in den fünf ersten Versen des ersten Kapitels des ersten Briefes von unserm Johannes wörtlich enthalten.

Und, wenn ich dies in mein Herz aufnehmen, darin bewahren, und zu einem schönen Ganzen, zu

einem Baume des Lebens erwachsen lassen werde: so bin ich in das Paradies versetzet — — — es fehlt mir nichts, als die Anschauung selber; denn glauben und lieben und hoffen kann ich, in jener Voraussetzung, gewiß.

Und in diesem Paradiese bin ich denn nicht allein. In diesem Paradiese sind mit mir alle, welche in die Gemeinschaft mit Johannes und den andern Zeugen des Herrn, welche in Gemeinschaft mit dem Sohne, und in Gemeinschaft mit dem Vater (und was eine nothwendige Folge ist, in die Gemeinschaft mit dem heil. Geiste), getreten sind und treten.

Die Kirche Christi, in ihren lebendigen Gliedern betrachtet, ist also die lebendige dreyfache Gemeinschaft, welche die Gläubigen untereinander, die sie mit den h. Aposteln und ihren Nachfolgern, die sie mit dem Sohne, die sie mit dem Vater haben.

Der Vater spricht zum Sohne: Alles, was mein ist, das ist dein. Der Sohn spricht zu seinen Gläubigen: Alles, was mein ist, das ist euer. Da antworten denn die Gläubigen: Alles, was wir sind, ist dein, wir sind dein, du des Vaters, also sind wir alle des Vaters; dann spricht der Vater zum Sohne und zu uns: Ihr seyd ewig die Meinen, Ich euer Vater ewig. Dies letzte Wort macht denn auch unsern Himmel aus; denn nun ist unsere Freude völlig, — unser Paradies ist Himmel geworden, vorerst im Vorgenusse, und dann im ewigen Genusse.

——— Es heißt aber, **wenn**. **Kindlich aufnehmen**, was Johannes sagt, muß ich also; **treu bewahren** muß ich also, zum Baume des Lebens muß ich also, was mir gegeben ist, **in stiller Geduld wachsen lassen**.... Treten muß ich in die Gesellschaft der Apostel und aller Gläubigen, in die Gesellschaft Christi, in die Gesellschaft Gottes, und darin beharren bis an das Ende.

(Aus Fenelons Schriften oder nach seinem Geiste.)

———— Hier schweigt — nicht die Biographie, denn diese Andeutung von Schlunds Charakter, Geist und Gemüth will nichts als **An-Deutung** seyn, will nur deuten auf den Lebensgrund in ihm, den seine Freunde aus den wenigen Funken desselben Lebens, die hier genannt worden, nicht erst zu errathen brauchen. Lebe wohl, du Treuer, bis wir hinter dem Berge einander wiedersehen!

Reliquie.

Im Jahre 1804 erschienen bey Geistinger in Wien, Baden, Triest die **Memorabilien der Zeit** von Conrad Geßner, die für jeden Tag des Jahres weiter nichts als einen deutschen Hexameter enthalten, und den übrigen Raum des Papiers leer lassen, damit der Besitzer dieses bleibenden Taschenbuches die Memorabilien seines Lebens hineinschreibe und dadurch erst den Titel des Buches wahr mache. Ein Exemplar dieses Taschenbuches bekam Schlund zum **Geschenke**, und zeichnete darin neben vielem andern auch einige Data seines Lebens auf. Sein Bruder Alois schrieb aus diesem Exemplare, eigentlich für mich, aus der Handschrift des Verblichenen nachstehende

Memorabilien von Carl Schlund,

die gleichsam als Belege dessen, was in der Uebersicht seines Lebens vorkommt, angesehen werden können.

1794.	5. September.	Tag meines Eintritts, als Erzieher, in das Sturmfeder'sche Haus.
1797.	5. September.	Tag meines Austritts aus demselben, und des Antritts meiner ersten Schweizerreise.
1797.	27. December.	Meine erste Kaplanstelle in Ellwang angetreten.
1799.	17. May.	Meine Kaplanstelle in Ellwang verlassen.
1799.	30. Juny.	Meine Kaplanstelle in Abtsgmünd angetreten,
1799.	15. October	selbe verlassen und am
— —	18. October	jene in Minderoffingen angetreten.
1801.	15. Februar.	Die Pfarrvikarstelle in Marktoffingen angetreten.
1801.	4. August.	Mit meinem Bruder Alois die Reise nach dem Elsaß angetreten.
— —	13. August.	Tag des Wiedersehens meiner geliebten Schwester und Tante.
1802.	19. May.	Die Pfarrvikarstelle in Marktoffingen verlassen.
1802.	3. Juny.	Tag meines Eintritts als Erzieher in Westerholts Haus.
1807.	2. April.	Carl Westerholts, meines Zöglings, erste Communion.
1809.	22. Jäner.	Ankunft in Wallerstein zur Trauung meines Bruders Alois, und
— —	1. Februar.	selben getraut mit Mariane Haller.
1811.	4. September.	Tag des Austritts aus dem Westerholtischen Hause nach Vollendung meiner neunjährigen Erziehungslaufbahn.
— —	20. September.	Wiedersehen meiner geliebten Schwester und Tante nach 10jähriger Trennung.
— —	5. October.	Therese und Tante von Rapswier weggeführt.
— —	13. November.	Angekommen in Regensburg mit meiner lieben Tante und Schwester, und mein eigenes Hauswesen angefangen.
1812.	27. April.	Regensburg verlassen, meine Pfarrey Marktoffingen zu beziehen.
1812.	29. April.	Tag meines Aufzuges in Marktoffingen.

Möge er für mich und meine Gemeine auf immer gesegnet seyn!

Nachtrag

zu

den Erinnerungen an Pfarrer Schlund —
in einem Briefe an den Verfasser.

Verehrungswürdiger Lehrer!

Sie wünschen auch von mir eine Blume auf das Grab unsers edlen, zu frühe verbliechenen Freundes Carl Schlund! Was ich geben kann, gebe ich gerne, so sehr ich auch fürchten muß, daß es des Verklärten nicht würdig seyn dürfte.

Schlund vereinigte drei Eigenschaften in seinem Charakter, die sich wohl nur selten zusammen finden: Helle Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung fast in allen Fächern des menschlichen Wissens; herzliche Frömmigkeit und tiefes Gefühl für alles Gute und Große; und dann in seinem Aeußern, in Sprache und Benehmen die feine Sitte — einen edlen Anstand und die Gabe des Umganges.

Wir studirten nicht zugleich; er kam erst an die damals so blühende, mir unvergeßliche Universität Dillingen, da ich dieselbe schon verlassen hatte, und Kaplan auf dem Lande war. Jedoch ward mir vorzüglich dreimal in meinem Leben die Freude, einige Tage in seiner Gesellschaft zuzubringen. Was ich nach so vielen Jahren noch aus meinem Gedächtnisse — oder wie Shakespear sagen würde — aus dem tiefen Hintergrunde der Zeit — hervorzurufen vermag, will ich hier aufzuzeichnen versuchen. Es wird obiges Urtheil über unsern verehrungswürdigen Freund bestätigen.

1. Es ist bald dreyßig Jahre, daß er mich das erste Mal in Nassenbeyern, einem kleinen Dorfe unweit Mündelheim, in den Herbstferien besuchte. Er war damals noch ein Jüngling — voll Gefühls für Wahrheit und Tugend, voll glühenden Verlangens, sich mit Kenntnisseu zu bereichern, sich auszubilden und zu vervollkommnen, und dereinst zum Wohle seiner Miemenschen, die er aufrichtig liebte, beizutragen. Diesen schönen, großen Zweck im Auge, war er zu jedem Opfer bereit, das manchen Jüngling von dem Stande eines Geistlichen zurückhält.

Auf den Spaziergängen in dem freundlichen Mildenthal, ja in dem engen Kaplan-Zimmerchen bis spät in die Nacht waren die ewigen, unsterblichen Angelegenheiten des Menschen unser vorzüg-

lichstes, ja einziges Gespräch. So sehr auch damals der Beginn der großen Weltbegebenheiten, die in der Folge Europa erschütterten, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen — immer und immer kam er auf die ihm — und wohl jedem denkenden und fühlenden Menschen — noch wichtigeren Angelegenheiten zurück.

Schon damals als Jüngling war er der Meynung, daß durch gewaltsam veränderte Regierungsformen der leidenden Menschheit nicht geholfen werden könne, sondern das Elend leicht größer werden dürfte. Das Uebel, glaubte er, liege tiefer — in der Verderbtheit der Menschen, in der unbegrenzten Eigenliebe und Selbstsucht, in dem Entfremdet-seyn vom göttlichen Leben, und der aufopfernden, hingebenden Liebe, die dem Christenthume eigen und das Gegentheil von dem Weltgeiste ist. So lange die Menschen nur sich selbst lieben, und bloß ihren eigenen Vortheil suchen, und Sklaven ihrer unbändigen Leidenschaften seyen, würden Veränderungen in äußern Verhältnissen kein Heil bringen. Bei dem sehr allgemein gewordenen Verderbnisse der Menschen dürften die neuen Machthaber leicht schlimmer als die vorigen wirthschaften. Das Bley sey und bleibe Bley und werde niemals Gold, in welche beliebige Form man es auch gießen möge.

Wenn einmal der demüthige, uneigennützige, reine, milde Geist des Christenthumes die ganze Masse der Menschen in einem Lande, gleich einem Sauerteige durchdrungen hätte, dann würden alle in Friede und Eintracht leben, die Niederen würden sich nicht über Unterdrückung und die Höhern nicht über Widerspänstigkeit zu beklagen haben, und überall würde Heil und Segen aufblühen.

Eben deßhalb war er von der Wichtigkeit des Predigtamtes tief durchdrungen. Das Wort, meynte er, das den Lehrern des Evangeliums anvertraut ist, sey es doch zuerst, was die Menschen bessern und veredeln müße. Der ganze Reichthum menschlicher Erkenntniß liege überhaupt schon in der Sprache, diesem wunderbaren Hauche des Menschenmundes oder in den Schriftzügen, die diesem Hauche eine Gestalt für das Auge geben. Ohne Sprache bliebe der Mensch Thier oder sänke wohl noch tiefer, als das Thier steht. Ja Wort und Vernunft wurden daher in ältern Sprachen mit einem und ebendemselben Ausdrucke bezeichnet.

Predigen — sagte er — durch das lebendige Wort Gedanken mittheilen, Gefühle aufregen, auf Geist und Herz einer großen Versammlung einwirken, sie dem Staube der Erde entrücken, sie ihrer hohen menschlichen Würde und Bestimmung eingedenk machen, sie für das Himmlische, Wahrheit und Tugend begeistern, sie Gott den unsichtbaren

erkennen und lieben lehren, ihnen Gottes Rathschlüsse und Erbarmungen verkünden, sie so auf die Pfade des Heiles lenken — was für ein großer, würdiger Beruf, und welche heilige Pflicht, alle Kräfte aufzubiethen, sich auf einen solchen Beruf würdig vorzubereiten.

Die bekannte schöne Stelle machte deßhalb, weil sie seinen Sinn ausdrückte, einen großen Eindruck auf ihn. „Ein Prediger ist — kein Gemeinwortkrämmer und Lehrer der Weisheit und Tugend; kein Professor Moralium, der allenfalls im Staat zu toleriren ist, weil er durch seine Discourse die Unterthanen Gehorsam lehren und die Zollregister und die Casse der **Fermiers genereaux** verbessern kann u. s. w., sondern er ist ein Säemann, der nicht für diese, sondern für eine bessere Welt säet; ein Lehrer der großen, seligmachenden Lehre Gottes; ein Vater und Tröster seiner Gemeine; ein schwacher, unwürdiger, brechlicher Mensch, aber mit dem Blitze Gottes in der Hand, den er nicht von Menschen, sondern von Gott erhalten hat, und den er nicht zu kleiner Eitelkeit, noch zu etwas geringerm braucht, als Mark und Bein von Unterthanen und Fürsten zur Besserung und zum Empfängniß einer über alles herrlichen Seligkeit zu treffen und zu durchdringen u. s. w.“

Von den einzelnen Bemerkungen, die er über das Predigtamt machte, schweben mir noch folgende vor:

Ein von der göttlichen Wahrheit erleuchteter Verstand, ein volles, von der Wahrheit und von der Liebe zu den Menschen ganz durchdrungenes Herz ist wohl die erste Eigenschaft des Predigers. Darin liegt das Geheimniß, durch die Kraft des Wortes auf andere zu wirken. Das Licht erleuchtet, die Glut erwärmt von selbst.

Bey dem allem verdient die Art und Weise, wie wir die Wahrheit, die wir erkennen und lieben, am besten in den Verstand und in das Herz der Zuhörer übertragen können, dennoch ein eigenes Studium.

Christus sollte nicht nur in Hinsicht des Lehrinhaltes, sondern auch in Hinsicht der Lehrart unser Muster seyn. Er liebte in seinen Vorträgen an das Volk Erzählungen, Gleichnisse, kurze Sätze und Gegensätze, sprichwörtliche Redensarten. So sollen auch wir darauf bedacht seyn, nicht nur reines Gold der Wahrheit vorzubringen, sondern dem Golde auf ähnliche Art auch ein populäres Gepräge aufzudrücken, um ihm Kurs zu verschaffen.

Eine Sammlung von Gleichnissen zu diesem Zwecke wäre ein sehr verdienstliches Werk, es wäre zugleich eine Symbolik der Natur, indem die sicht-

bare Welt zuverläßig ein Inbegriff von Sinnbildern der unsichtbaren Welt ist, ja, wenn zwischen dem Sinnlichen und Geistigen nicht gewisse Aehnlichkeiten statt hätten, offenbar kein einziges Gleichniß von geistigen und moralischen Dingen aus der sichtbaren Natur könnte genommen werden. Manche alte Prediger würden eine reiche Fundgrube von solchen Gleichnissen darbiethen.

Ich hatte eben Fabers Predigten, ein mit unermeßlichem Fleiße verfaßtes lateinisches Werk in Folio auf meinem Zimmer, in dem sich bei manchem unbrauchbaren viele Goldkörner befinden. Wir lasen mehrere von mir mit Bleystift bezeichnete Stellen — besonders Gleichnisse mit einander nach, und freuten uns, in solchen bestäubten, fast vergessenen Schriften Gedanken zu finden, von denen wir glaubten, daß sie spätern sehr vorzüglichen Schriftstellern eigenthümlich und ausschließend zugehörten. Auch wünschten wir, daß solche Schätze des Alterthumes besser möchten benützt werden.

Der lieblichste und segenvollste Theil des Lehramtes schien ihm der Kinderunterricht, indem die Samenkörnlein der Wahrheit, in die zarten Kinderherzen ausgesäet, die von Dornen und Unkraut noch reiner sind, leicht für das ganze Leben gute Früchte bringen müssen. Schon damals stimmten wir darin überein, daß, nach den Winken der Bibel und der Natur, der Unterricht durch Erzählun-

gen vorzüglich für Kinder der beste seyn dürfte. Die Bibel, dieses göttliche Lehrbuch der Menschheit besteht größtentheils aus Erzählungen, und besonders die Kinder, die der Natur noch näher sind, hören von der Welt nichts lieber, als erzählen.

Der Gebrauch, von den Schulkindern aufschreiben zu lassen, was sie sich aus der Predigt gemerkt haben, gefiel ihm sehr gut. Es prägen nicht nur Kinder und Aeltern sich so die Lehren der Wahrheit tiefer ein, indem die Aeltern gewöhnlich dem Gedächtnisse der Kinder nachhelfen, damit diese etwas Vorzeigbares auf das Papier bringen mögen; auch der Prediger kann aus diesen schriftlichen Eingaben lernen, was in seinem Vortrage das Herz ansprach, und sich dem Gedächtnisse eindrückte.

So hochwichtig ihm das Lehramt, die Verkündigung des göttlichen Wortes war, so heilig waren ihm die von Christus angeordneten religiösen Handlungen — die Sakramente. Ja auch die von weisen und guten Menschen eingeführten Gebräuche waren ihm sehr ehrwürdig, und er glaubte, daß bey Abänderung dieser letztern, wenn Zeit und Umstände sie fordern sollte, die äußerste Vorsicht nöthig sey, wenn man nicht mehr verderben, als gut machen wolle. Er sah zwar gar wohl ein, daß die Formen — die für uns in das Sichtbare eingebaute und an das Sinnliche gebundene Menschen nur eine andere Art von Buchstaben wären — oh-

ne den Geist todt und leblos seyen, so wie überhaupt der Buchstabe tödte, und nur der Geist lebendig mache. Allein von der andern Seite hielt er auch dafür, daß der Geist sich ohne die Form nicht fest halten lasse — wie denn z. B. selbst in den redenden Künsten die höchsten Ideale und geistigsten Empfindungen an sehr unscheinbare, ihnen ganz heterogene Striche und Punkte auf dem Papiere — die Buchstaben — geknüpft seyen. Ein Gleichniß, das bey Tische vorgebracht wurde, als man eben Wein brachte, fand er die Sache anschaulich machend. »Der Wein ist allerdings die Hauptsache, und nicht die Flasche oder das Glas. Mit einem leeren Glase wäre uns nicht gedient, so schön es übrigens geschliffen oder vergoldet wäre; allein der Hauswirth dürfte sich doch sehr in Verlegenheit finden, uns den Wein ohne Glas oder irgend ein anderes Gefäß vorzusetzen.«

Für sehr wichtig und von großen Folgen hielt er es, sich nach Verlassung der Universität einen sichern, festen Studienplan zu entwerfen. Ein Knabe, der mit seinen lateinischen Elementar-Büchern unter dem Arme in den Pfarrhof kam, antwortete auf die Frage: was er lerne? »Ich lerne studieren.« In dieser Antwort, die in dem Munde des Knaben ungeschickt und lächerlich war, fand er einen sehr guten Sinn. Wer, selbst von der Universität kommend, sagen kann, jetzt habe ich aus-

stirt, ist sehr übel daran. Wer hingegen die nöthigen Vorkenntnisse und die rechte Richtung des Geistes erhalten hat, mit den besten Werken und der besten Methode, sich ihrer zu bedienen, bekannt geworden, und sich an das Nachdenken, an Fleiß und Arbeitsamkeit gewöhnt hat, der hat in der That das Studiren gelernt und kann nun mit dem Studiren einen Anfang machen.

Wir waren darüber sehr einig, daß man bey der unermeßlichen Menge von Büchern sich nur auf die allerbesten — die in jedem Fache eigentlich klassischen Werke beschränken müsse, — daß ein solches Werk, gründlich studirt, für das ganze Leben einen großen Gewinn gewähren könne, daß hingegen (obwohl man hinter seiner Zeit nicht zurückbleiben soll) daß zu viele Lesen von Tagblättern und allem demjenigen, was uns der Zufall zuführt oder die Buchhändler uns zuschicken, zerstreue, oberflächlich mache, und uns zu Ueberschätzung unserer Zeit gegen die Vorzeit verleite.

Sehr wohl erinnere ich mich noch, wie wir zusammen einige Stellen aus Bako lasen, wie er von dem Gehaltreichen derselben und von der Klarheit, Kürze, Kraft und Einfachheit des Ausdruckes entzückt ward. Hingegen ließen ihn Stellen einer andern Schrift leer, weil es ihnen bey aller Schönheit des Ausdruckes und aller Kunst in der Darstellung an innerem Gehalte fehlte.

Sein sehnlichster Wunsch war, dereinst auf dem Lande zu leben, der Lehrer, Freund und Vater einer Gemeinde zu werden, Kinder zu unterrichten, die Unschuld zu bewahren helfen, Leidende zu trösten, stets an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, seine Erhohlung im Anblicke ländlicher Natur und in der Lektür gewählter Schriften zu suchen, und so, die Zeit wohl benützend, der Ewigkeit zu leben.

Wie vergnügt und selig waren wir in dem kleinen, dürftigen Kaplan-Zimmerchen beysammen. Wie wenig achteten wir im Aufschwung zu himmlischen Dingen aller Herrlichkeit der Erde! Wie gerührt waren wir bey dem Abschiede! Das Herz wird mir jetzt bey der Erinnerung noch warm, wie dieser jüngere Freund auf mich wirkte, und mich für alles Gute wie neu belebte.

2. Das zweite Mal sah ich ihn — unter glänzenderen Umgebungen — in Regensburg, wo er in einem sehr edlen gräflichen Hause Hofmeister war. Mit dem vortrefflichen Pfarrer Engelhard war ich an einem herrlichen Sommermorgen sehr frühe auf einem Donauschiffe in Regensburg angekommen. Wir beyde, Engelhard und ich, hatten unsern lieben Freund Karl viele Jahre nicht mehr gesehen, und uns ward nun die Freude, ihn beynahe den ganzen Tag hindurch genießen zu können.

Wie hatte er sich gebildet! Wie hatte er sich in dem Reiche der Wissenschaften und Künste umgesehen! Wie war seine Sprache veredelt, wie fein und gewandt war er im Umgange! Und wie hatte er sein frommes Gefühl, seinen Glauben so treu bewahrt!

Mit der freundschaftlichsten Gefälligkeit zeigte er uns die Denkwürdigkeiten Regensburgs. Die Gedanken und Empfindungen, die er dabei äußerte, waren mir nicht minder merkwürdig. Mit tiefem Gefühl sprach er in der prächtigen Kathedralkirche von der altdeutschen Kunst und Frömmigkeit, als deren würdiges Denkmal dieser Tempel dasteht. Mit sichtbarer Rührung redete er in dem alterthümlichen Rathhause, dem Sitze des ehemaligen Reichstages, von dem hohen Ernste der Alten für Recht und Billigkeit, der sich in diesen verfallenden Gängen und Sälen noch in alten Gemälden und Inschriften so treu und redlich ausspricht. Er huldigte dem Alterthume, ohne das Gute unserer Zeit zu verkennen.

In den reichen und schönen Umgebungen und Anlagen Regensburgs sprachen wir viel von Wissenschaften und Büchern, von Menschen und Begebenheiten. Wie wußte er überall den rechten Punkt zu treffen, und wie war sein Urtheil so nüchtern und mäßig.

Er war mit den höheren Speculationen der Philosophie, mit der Naturkunde und den neuern Entdeckungen in diesem Felde, auch mit der schönen Litteratur sehr wohl bekannt. Eine besondere Vorliebe hatte er für die Pflanzenkunde, wohl auch deshalb, weil es noch immer sein sehnlicher Wunsch war, den Rest seiner Tage auf dem Lande zu leben, und weil die Botanik, außer dem wissenschaftlichen Werthe und so vielem Nützlichen, so etwas Liebliches und Friedfertiges hat und vorzüglich einem Geistlichen eine angenehme und angemessene Unterhaltung auf einsamen Spaziergängen gewährt. Er hatte es darin sehr weit gebracht und konnte mir jede Pflanze, die ich noch nicht kannte, genau bestimmen.

Keine Gelegenheit versäumte er, etwas Gutes und Nützliches zu lernen und bildete jedes seiner Talente getreulichst aus. Ein Reisender, der mit großem Beyfalle in den größern Städten Deutschlands sich als Virtuos im Deklamiren hören ließ, und auch nach Regensburg gekommen war, hatte unsern Schlund kennen und schätzen gelernt und ihn öfter besucht. Schlund freute sich des Umganges mit diesem sehr gebildeten Manne und lernte von ihm. Wie herrlich wußte er eine klassische Stelle vorzutragen und den Geist des Schriftstellers aus dem todten Buchstaben lebend hervorzurufen. Wenn der größte Redner Demosthenes

recht hatte, da er auf die drei Fragen, was erstens, zweitens und drittens den Redner mache? allemal antwortete, der Vortrag: so wird auch diese Bemerkung unsers Freundes nicht überflüßig scheinen.

So fleißig und mit unermüdeter Emsigkeit er sich mit den verschiedenen einzelnen Wissenschaften bekannt gemacht gemacht hatte, so schön und richtig wußte er Alle auf ihr Eines gemeinschaftliches Ziel, die Bestimmung des Menschen zu beziehen. Abweichungen litterarischer Produkte von diesem Ziele — Verirrungen in zweck- und grenzenlose Spekulationen, gelehrte Streitigkeiten über Dinge, die zum Heile der Menschen wenig beytragen können, Herabwürdigung der Kunst zum Dienste der Sinnlichkeit fielen ihm sehr schmerzlich. Er erinnerte bei solchen Gelegenheiten — was er bei seiner wissenschaftlichen Bildung wohl durfte, ohne sich der Geringschätzung der Wissenschaften verdächtig zu machen — an die Worte des Dichters:

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Schön, Geist und Herz erhebend war dieser Tag für uns; die darauf folgende Nacht war es

noch mehr. Der verehrungswürdige Herr Graf erlaubte — um uns allen dreyen eine Freude zu machen — unserm verehrten Freunde, uns auf unserer weitern Reise nach Landshut zu begleiten. Die eben so verehrungswerthe Frau Gräfin machte bei dem Abendessen den Vorschlag, wir sollten — da es wegen der fast unerträglichen Hitze (1811) am Tage sehr beschwerlich zu reisen sey — die Kühle der Nacht benützen, und anstatt morgen mit Anbruch des Tages, noch diesen Abend nach Tische nach Landshut abgehen. Wir fanden den Vorschlag sehr gut und machten es so.

Wir fuhren unter freundschaftlichen Gesprächen die ganze Nacht hindurch und kein Schlaf kam in unsre Augen. Die Welt umher war ganz im Dunkel verschwunden und lag in tiefer Stille, aber mit unbeschreiblicher Klarheit leuchteten die Sterne ober uns an dem wolkenlosen Himmel. Es war sehr natürlich, die Blicke aufwärts zu richten. Schlund hatte uns in Regensburg Kepplers schönes, einfaches, nach Art eines griechischen Tempels errichtetes Denkmahl gezeigt. Unser Gespräch kam daher sehr natürlich auf die Sternkunde. Er hatte die höhere Astronomie wohl studirt, und Copernikus, Kepplers, Neutons große Ideen waren ihm gut bekannt. Er hätte indeß auch die einzelnen Sternbilder, die eben am Himmel standen, gerne alle kennen gelernt. Es ist schön, wenn in

Hinsicht der Wissenschaften unter Freunden ein freundlicher Tausch statt hat. Er hatte mir den Namen so mancher Pflanze gesagt, es war mir daher zweyfach angenehm, daß ich ihm die Sterne nennen konnte. Er freute sich dieser so leicht zu erwerbenden Kenntniß, die seiner Meynungnach jeder gebildete Mensch haben sollte — obwohl er sie für das ansah, was sie ist, ein Nothbehelf des beschränkten menschlichen Verstandes, der die zerstreuten durch Sirius-Fernen getrennten Sterne in Gruppen und Bilder zusammenfaßt, damit sich sein Blick in den unermeßlichen Räumen desto leichter zurecht finde.

Die Gestirne waren bald durchgangen; unsere Unterhaltung nahm einen höhern Schwung. Wir redeten von der Größe und unermeßlichen Entfernung dieser unzähligen leuchtenden Sonnen, deren wohl jede mit ihren Erden und Monden ein eigenes, dem unsrigen ähnliches Sonnensystem bildet — von dem Milchstrassensysteme, in dem sich alle diese Sonnen, die uns entweder als funkelnde Sterne oder wegen ihrer Menge und Ferne als bleiche Nebelstreife erscheinen, zu Einem Ganzen vereinen — von den undenkbar weit über die Grenzen der Milchstrasse hinaus liegenden Nebelflecken, die auch dem besten Sehrohr unaufhellbar bleiben und in denen nur das Auge des Geistes neue Milchstrassen-Systeme erblickt — von den mannigfaltigen Organisationen, die sich auf allen diesen Welten finden,

von den Geistern, die da leben mögen. Uns durchschauerte der Gedanke an die Größe Gottes. Wer sollte sich dem Geiste nicht anbethend unterwerfen, sagten wir uns, der alle diese zahllosen Welten und Wesen schuf und beherrscht. Der Gedanke an unsre hohe Bestimmung regte sich lebendig in uns. Ja, sprachen wir unter einander, der Mensch, der jetzt noch vielleicht auf der untersten Stufe der bessern Geisterwelt steht und noch vieles mit den Thieren gemein hat, wird höher steigen, und des thierischen Theiles seiner Natur entledigt, den reinern Geistern angehören, seinem Schöpfer näher kommen und einer helleren Erkenntniß, einer fleckenlosen Güte, einer ungetrübten Seligkeit theilhaftig werden. Wir dachten jener Wohnungen des Friedens, des Aufenthaltes der Seligen dort oben, wohin uns schon manche unserer geliebten Freunde vorausgegangen waren. O wie klein erschien uns alles dasjenige, um das sich die Menschen hier auf Erden entzweyen und ihre Natur herabwürdigen — sey es nun eine Furche Ackers, die dem Nachbar abgepflügt oder ein Welttheil, der erobert werden soll. Wir freuten uns, daß der Menschheit — und auch uns — dereinst ein besseres Loos fallen werde.

Der Mensch hat auf Erden schon Augenblicke, in denen er den Staub der Erde abschüttelt oder doch weniger fühlt. Es waren dieß solche Augen-

blicke. Wir fühlten uns alle drey — selig in Hoffnung.

Ach die beyden geliebten Freunde, die sich damals mit mir hinauf sehnten in jene bessere Welt, sind nur — zu frühe für so viele der Zurückgebliebenen — schon dahin eingegangen! — Doch wohl ihnen — ihr Glauben ist nun in Schauen, ihre Hoffnung in Seligkeit verwandelt.

Einige Tage verweilten wir in Landshut. Unser lieber Schlund befand sich hier recht in seinem Elemente. So viel Sehenswürdiges die Bibliothek, der botanische Garten, die naturhistorischen Sammlungen rc. zu sehen, solche ausgezeichnete, kenntnißreiche und hochherzige Männer, wie Landshut sie hat, kennen zu lernen und sich mit ihnen zu unterhalten, war ihm hohe Freude; über alles aber ging ihm die Freude, mit uns an der Seite unserer gemeinschaftlichen Lehrer so manche segensreiche Stunde zuzubringen.

Doch ich breche hier ab — was mir Ihr alles auch das wahrste, verdienteste Lob zurückweisender Sinn ohnedem gebieten würde — und füge nur noch einen Zug bey, der den soliden, ordnungsliebenden Charakter unsers Freundes bezeichnet. Wenn wir Abends auf unser Zimmer kamen, durchging er mit uns alles, was wir den Tag über Merkwürdiges gesehen und gehört hatten, und

er begab sich, so spät es auch ward, nicht zur Ruhe, bevor er das Merkwürdigste in seinem Tagbuche kurz aufgezeichnet hatte. Ein sehr nachahmungswerther Gebrauch. Wenn ich ihn immer beobachtet hätte, so würde auch dieser dürftige Aufsatz reicher an Gehalt seyn.

3. Das dritte Mal sah ich unsern verklärten Freund — nachdem sein Wunsch Landpfarrer zu werden erfüllt war — in seinem Pfarrhause zu Markt-Offingen, eine Viertelmeile von seinem Vaterorte Wallerstein, in einer der schönsten Gegenden des Rieses.

Wie so ganz er seinem Berufe lebte — welch ein Muster von Ordnung sein Haus war — wie auch sein Kunstsinn in ausgewählten Kupfern nach Raphael sich aussprach — welchen trefflichen Freund er an seinem in dem nahen Wallerstein wohnenden, eben gegenwärtigen Bruder hatte — welch' ein liebliches Kleeblatt seine ehrwürdige Tante und seine ihm gleichgesinnte Schwester, die ihm die Haushaltung besorgten, mit ihm ausmachten — mit welcher Herzlichkeit er, Bruder und Schwester und Tante uns aufnahmen — welch' ein freundlicher Hauswirth er war — wie geistreich er seine Gäste bey Tische zu unterhalten wußte — wie seinen Blicken nichts entging, was ihnen nur immer angenehm seyn konnte — wie er jeden ihrer Wünsche,

ohne die Unterhaltung durch lästige Nöthigung im Geringsten zu unterbrechen, zu erfüllen verstand — wie seelenvergnügt und so recht wie zu Hause wir bey ihm waren — das, verehrungswürdiger Lehrer, brauche ich Ihnen nicht erst zu erzählen, indem Sie ja selbst zugegen waren, und Engelhard und mich mit dahin zu bringen die Güte gehabt hatten. Nur was mir aus einem besondern Gespräche mit unserm verehrten Freunde noch im Gedächtnisse blieb, will ich hier bemerken.

Wir alle drey — Schlund, Engelhard und ich — waren königl. baier. Distrikts-Schulinspektoren; das Schulwesen machte deßhalb einen vorzüglichen Gegenstand unserer Unterhaltung aus und wir theilten uns unsere Freuden und Leiden redlich mit.

Mit aufrichtigem Danke erkannte er, so wie auch wir, es für sehr ruhmwürdig und segenbringend an, daß die Regierungen ihr Augenmerk auf Verbesserung der Landschulen richten, in denen zur menschlichen Bildung der erste Grund gelegt und aus denen in der Folge ein besseres und glücklicheres Menschengeschlecht hervorgehen soll.

Den Gedanken, Schulinspektoren für bestimmte Bezirke aufzustellen, fand er sehr glücklich, indem durch diese Mittelstellen nicht nur die Regierung in den Stand gesetzt werde, jede einzelne Schule und

ihre Bedürfnisse kennen zu lernen und sich von der Vollziehung gegebener Verordnungen in jeder abgelegenen Dorfschule zu überzeugen; sondern der Schulinspektor in seinem Kreise sonst noch viel Gutes stiften kann. Ein Schulinspektor kann, wie er mit uns dafürhielt, auf die weitere, oft sehr nöthige Ausbildung bereits angestellter Schullehrer einen sehr wohlthätigen Einfluß haben, und manchem hoffnungsvollen Jüngling zum Schulfache verhülflich seyn und ihm mit Rath und That an die Hand gehen. Er kann zur Verbesserung der Schulen, die er besucht und deren Mängel er mit eignen Augen sieht, vieles beytragen; besonders haben die öffentlichen Prüfungen, denen er beywohnt und die eigentlich Kinder- und Aelternfeste seyn sollten, den Vortheil, daß Lehrer und Kinder den Winter hindurch im fleißigen Lehren und Lernen wetteifern, um bey der Prüfung gut zu bestehen, und daß auch die Aeltern eine gute Schule schätzen lernen und sie lieb gewinnen. Der Schulinspektor kann manchen würdigen Pfarrer, wenn er bey einer guten Einrichtung oder bey Handhabung der Schulordnung Widerstand finden sollte, unterstützen, indem er im Namen der Regierung dasteht, und wo Gründe keinen Eingang finden, entscheidend sagen kann: So muß es seyn; es ist höherer Befehl ꝛc.!

Wir hatten natürlich in unsern Wirkungskreisen Gelegenheit, mancherley Schulen kennen zu lernen. Wir mußten uns aber gestehen, daß diejenigen, wo der Lehrer gar so vielerley wußte, zumal, wenn sich noch eine menschliche Eitelkeit auf dies Vielerley-Wissen in sein Herz eingeschlichen hatte — nicht immer die besten waren. Ein Lehrer, meynte er, soll nach dem uralten, allbekannten Sprichworte: »viel, nicht vielerley wissen.« Das, was dem Landvolke in seinem Kreise zu wissen wahrhaft nothwendig, nützlich und heilsam ist, muß schon bei Bildung des Lehrers fest ins Auge gefaßt werden, damit er sich dereinst darauf beschränke. Er wird auf diesem abgesteckten Felde deßungeachtet der Arbeit genug finden. Die mancherley Verstandesübungen, die hie und da von jungen Lehrern in Schulen vorgenommen werden, führen zu keinem Ziele, verlieren sich in's Gränzenlose, werden leicht unverständlich und unverständig, und rauben so viele Zeit, daß die Kinder darüber oft kaum lesen lernen. Die gemeinsten Gegenstände, die von jeher in jeder Dorfschule gelehrt wurden — Lesen, Schreiben und Rechnen — nach ihrem ganzen Umfange betrachtet, können und sollen in der Hand eines geschickten Lehrers, der die Sache recht zu behandeln weiß, zugleich die Verstandesübungen werden. Das beste, ja wohl einzige Bildungsmittel aber ist die Religion; das Wissen allein thut

es nicht. Es handelt sich hier um etwas Grösseres, als um ein Paar Begriffe, mehr oder weniger — aus welcher Wissenschaft sie auch seyn mögen; denn bey vielen Begriffen mehr, kann man dennoch ein sehr unedler, selbstsüchtiger, roher Mensch seyn. Der Mensch soll aus dem Rohen herausgearbeitet, von den ihm einwohnenden thierischen Leidenschaften gereiniget, seiner besseren göttlichen Natur der Sieg über seine niedrige, sinnliche Natur verschaft und er so erst ein wahrer Mensch nach dem Ebenbilde Gottes werden. Dies ist die Aufgabe. Und wie anders könnte dies geleistet werden, als durch die Religion — und zwar durch die christliche Religion, dieses schöne Geschenk des Himmels, in der Gott selbst die schönste Natur annahm, um die Menschen der göttlichen Natur theilhaftig zu machen. Diese Religion allein kann die Herzen umschaffen.

Jene Schulen erkannte er nach seiner innigsten Ueberzeugung für die besten, wo der Pfarrer — ein Kinderfreund nach dem Beyspiele Jesu — vom Geiste ächter Religiosität beseelt und dann auch mit den erforderlichen Kenntnissen der bessern Unterrichtsmethode bekannt — seiner heiligsten Pflicht gemäß sich aus dem Unterrichte in der Religion eine wahre Herzensangelegenheit macht, den übrigen Unterricht leitet, oder, wenn es nöthig ist, ihn dem Lehrer vormacht, um diesen so in das Geleise

zu bringen — und wo auch der Schullehrer wahre Herzens-Religion und einen guten Willen hat, bey mangelnder Erkenntniß gerne Belehrung annimmt, und seinen Beruf mit frommer Treue, mit Liebe und Wohlwollen gegen die Kinder erfüllt. Der erste Blick in eine solche Schule — in der einem lauter fromme, heitere, freundliche Kindergesichter entgegensehen — zeigt schon, daß hier ein guter Geist wehe.

Ein fähiger, fleißiger, tugendhafter Schullehrer war ihm ein sehr ehrwürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er wußte es, was dazu gehöre, Kinder zu unterrichten, jeden Lehrgegenstand richtig zu behandeln und bey den mancherley Fähigkeiten der Kinder sich das kleinste Detail nicht verdrießen zu lassen, bei den vielen Uebungen und Wiederholungen, die einmal nöthig sind, auszuharren, bey der Lebhaftigkeit, Flüchtigkeit und beständigen Regsamkeit so vieler Kinder Ordnung zu erhalten, ohne die Geduld zu verlieren, und ihnen ihre mancherley Fehler und Unarten mit Sanftmuth und mildem Ernste abzugewöhnen. Es freute ihn, daß auch der Staat den Werth eines guten Schullehrers anerkenne, von den Schullehrern zwar, und wohl mit Recht mehr fordern, als mancher bisher leistete, aber auch ihr Loos zu verbessern suche, und auch schon wirklich die Lage vieler

um Vieles verbessert habe. Es war sein sehnlichster Wunsch, daß es die Zeitumstände doch recht bald erlauben möchten, alle so zu stellen, daß sie — leben können. Ach, sagte er, der Mann, der sich täglich um sein Auskommen bekümmern und durch Nebenarbeiten sein Brod erwerben muß, kann sich ja unmöglich seinem edlen Berufe ganz widmen.

Uebrigens war Schlund auch als Schulinspektor der Mann, der er in allem war. Er füllte seinen Wirkungskreis aus. Er war mit allen vorzüglichen Schriften über das Schulwesen genau bekannt, wußte sie zu schätzen, und was er in seinem Kreise anwendbar fand, versäumte er nicht einzuführen. Mit besonderer Rührung erinnere ich mich noch immer, mit welcher Genauigkeit er seine Berichte konzipirte, sie alle zum Einsenden selbst abschrieb — und dabey noch vielfältig selbst Schule hielt. Es zeigt gewiß von einem sehr bescheidenen gutmüthigen, wohlwollenden Charakter, bey einem Reichthume von Kenntnissen und einer großen Neigung zu wissenschaftlichen Beschäftigungen sich so auf die täglichen mühsameren, manchem unbedeutend scheinenden Geschäfte seines Berufes einschränken zu können — eines höheren Wirkungskreises werth, und in seinem Kreise brauchbar zu seyn.

Höchst schmerzlich, ja so unerwartet und erschütternd wie ein Donnerschlag bey hellem Himmel war mir — da ich zuvor nicht ein Wort von seiner Krankheit gehört hatte — die Nachricht von seinem Tode. Ach, daß dieses schöne Band, das ihn an seine liebvollen Geschwister und Verwandten an seine ihn innigst verehrenden Freunde, an seine gute Pfarrgemeinde, an die würdigen Geistlichen und Schullehrer seines Schulbezirkes knüpfte — sobald von dem Tode mußte zerrissen werden! Doch nicht die kalte Hand des Todes — Gottes liebvolle Vaterhand versetzte ihn in eine bessere Welt, wo sein Durst nach Wahrheit gestillt, sein edles Streben nach vollendeter Tugend befriedigt, und ihm eine Seligkeit zu Theil geworden, die wir hier auf Erden vergebens suchen und die nur dort oben zu Hause ist. Und dort — wo alle verwandten Seelen, die der Tod hier trennte, auf ewig wieder vereiniget werden — hoffen wir ihn wieder zu sehen!

*

* *

Es ward in diesen wenigen Nachrichten von unserm Freunde Karl Schlund einige Male eines seiner edelsten und vertrautesten Freunde — des vortrefflichen Pfarrers Engelhard gedacht. Ich kann

die Feder nicht aus aus der Hand legen, ohne auch von ihm — der uns so lieb war wie Schlund, an Geist und Herzen ihm so ganz ähnlich war, und uns noch früher durch den Tod entrissen wurde — einige Worte nieder zu schreiben.

Andreas Engelhard, dessen ausgezeichneter edler Geist sich schon in dessen Aeußern, seiner ausgezeichneten edlen Gestalt und dem ihm eigenthümlichen Anstande ausdrückte, war Pfarrer zu Ochsenbrunn, einem kleinen unweit Günzburg an der Donau. Da mein damaliger Aufenthaltsort, Thannhausen an der Mindel, kaum ein Paar Meilen davon entfernt war, so sahen wir uns des Jahres öfter, machten fast alle Jahre miteinander eine kleine Erhohlungsreise, und die Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte, gehören unter die schönen, die erhebendsten, lehrreichsten und seligsten meines Lebens.

Sein reiner, freundlicher, ordnungsliebender Geist spiegelte sich in allen seinen Umgebungen ab. Wie sein Zimmer ein Muster von Reinlichkeit und einfacher prunkloser Eleganz war, so war es auch seine lichthelle, reinliche Kirche; wie er in seinem Hause eine musterhafte Ordnung hielt, so schuf er

er sie auch in seiner Gemeinde; wie sein ländlicher Garten überall von seiner ordnenden Hand zeigte, die reichlich säete und pflanzte und kein Unkraut und keinen dürren Zweig duldete, so war auch seine Pfarrey — so viel es von ihm abhieng und hier unter dem Monde seyn kann — eine lieblich blühender Garten Gottes.

Er war ein Pfarrer, der das Zutrauen seiner Gemeinde in einem solchen Grade gewonnen hatte, und mit solch einer milden, unmerklich alles durchdringenden Kraft, wie die Frühlingsluft in der Natur auf sie wirkte, wie man es nicht so leicht finden wird. Ein Jüngling aus seiner Gemeinde sagte mir: »Zu keinem Menschen in der Welt habe ich so viel Zutrauen, als zu meinem Herrn Pfarrer. Ihn frage ich in meinen wichtigsten Angelegenheiten um Rath, und verhehle ihm nichts.« So dachten wohl die Meisten. Mehrere Jünglinge aus seiner Gemeinde, die als Krieger im Felde standen, schrieben öfter an ihn, und ihre Briefe an ihn, die ich erst nach seinem Tode zu lesen bekam, legten es auf eine so deutliche als rührende Art an den Tag, wie sie auf ihn als ihren väterlichen Freund vertrauten, seinen Ermahnungen Fol=

ge leisteten — und ihn dankbar als ihren größten Wohlthäter verehrten.

So erleuchten und erwärmend seine Vorträge waren, so schön er den öffentlichen Gottesdienst angeordnet und ihn durch einen lieblichen deutschen Kirchengesang noch rührender und belebender gemacht hatte, so eindringend er mit seiner schönen, hellen sanften Stimme vorzubethen wußte, mit so viel Würde, Anstand und sichtbarer Andacht er die göttlichen Geheimnisse verwaltete und die heiligen Gebräuche verrichtete: so wirkte, wie ich glaube, sein tadelloses, würdiges Betragen, sein schönes, sanftleuchtendes Beyspiel — sein ganzes Seyn und Leben, das einzig dem Besten seiner Gemeinde geweiht war, doch noch mehr. Er war nicht nur ein Prediger, den alle mit Freude und Aufmerksamkeit hörten; er war ein Vater seiner Gemeinde — der wohlwollendste Kinderfreund, ein liebreicher, für Leib und Seele besorgter Freund der Kranken, ein freygebiger Wohlthäter gegen die Armen, ein Rathgeber und Tröster für alle Bedrängte und Leidende, ein Helfer und Beschützer besonders zur Zeit der Kriegsnoth.

Er war im eigentlichen Sinne ein Geistlicher — ein Mann, in dem der Geist über die niederen Gefühle und die verderbte sinnliche Menschennatur die Oberherrschaft gewonnen hatte. Nie sah ich ihn von einer Leidenschaft hingerissen, zornig oder sonst außer Fassung gebracht. Er konnte, wo es nöthig war, wohl mit Ernst und Nachdruck sprechen, aber es geschah ohne alle Empfindlichkeit. Aus jedem Worte blickte bey allem Ernste redliches Gutmeynen und herzliches Wohlwollen hevor. Er war fern von allem Eigennutze, er brauchte die Güter dieser Erde nur dazu, wozu sie gegeben sind — höhere Zwecke, die noch in der Ewigkeit gelten, zu befördern. Die Auslage für ein Buch, das er zu seiner Belehrung oder Erbauung für dienlich hielt, die Ausgaben für arme Schulkinder, für Kranke, für wahrhaft Bedürftige aller Art, waren ihm nie zu viel. Für sich brauchte er wenig, denn er war äußerst mäßig, ja die Mäßigkeit war ihm zur zweyten Natur geworden.

Alles, was er sagte, war überdacht. Er hatte eine ganz eigene Gabe, sich kurz auszudrücken und mit Wenigem Vieles zu sagen. Bey den mancherley Veranlassungen zu belehren, zu ermahnen, zu warnen, zu trösten, die ihm sein Beruf fast

täglich darboth, wußte er es, anstatt langer und breiter Discourse, immer mit einem oder dem andern treffend angebrachten Ausspruche der heiligen Schrift oder mit einem Sprichworte zu thun — und wo längere Gespräche nothwendig waren, faßte er die Summe des ausführlicher Gesagten am Ende immer in einige kurze Sätze zusammen, denen er ein Sprichwörtliches Gepräge gab, damit die Leute sie leichter behalten konnten. Seine Worte waren eindringend und blieben in dem Gemüthe des Hörenden haften, gleich Nägeln in einer Mauer, sie waren köstlich und wohlangebracht, gleich goldenen Aepfeln in einer silbernen Schale.

Was er in seinem Leben war, das war er auch auf seinem Sterbebette und im Angesichte des Todes — in seinem Leben ein Bild der thätigen, auf seinem Sterbebette ein Bild der leidenden Tugend, der Geduld, des männlichen Muthes, der festen Ergebenheit in den Willen Gottes.

Es gefiel der göttlichen Vorsehung, es so zu leiten, daß sein Geburtsort Gundelfingen auch der Ort seyn sollte, wo er — in Mitte seiner zahlreichen Geschwister und Anverwandten — starb. Sein Schwager, der dortige sehr geschickte Landarzt Ring hatte ihn auf einige Tage mit dorthin genommen, um seinen Gesundheitszustand, der ihm, wiewohl

Engelhard noch immer ausgehen und seine Berufsgeschäfte versehen konnte, nicht gefiel, näher zu beobachten und dann desto sicherer einen Kurplan festzusetzen. Allein bald stellten sich so heftige Anfälle ein, daß er das Bette nicht mehr verlassen konnte und seine Krankheit äußerst gefährlich ward.

Auf die erste Nachricht davon eilte ich unverzüglich zu ihm. Er hatte, als ich ankam, bereits seine zeitlichen und ewigen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sich als Mann und Christ zum Tode bereitet. »Ich bin ruhig und gefaßt, sagte er mir, es möge nun kommen, was da wolle.«

Während seiner Krankheit lag ihm seine geliebte Gemeinde stets am Herzen, so wie auch die bestürzte Gemeinde aus eigenem Antriebe Bethstunden um seine Wiedergenesung hielt. Er ersuchte mich, am Sonntage den pfärrlichen Gottesdienst anstatt seiner zu halten, und gab mir besonders auf, seiner lieben Gemeinde zu sagen: »Er danke allen und jeden herzlich für ihre Theilnahme und ihr Gebeth — und ersuche sie ferner für ihn zu bethen, daß er im Leiden ausharre bis ans Ende. Er lasse ihnen sagen, sie möchten, was auch Gott über ihn beschließen möge, sich ganz in Gottes heiligen Willen ergeben, wie auch er nichts anders wünsche und wolle, als daß Gottes heiliger Wille

geschehe. Er lasse sie alle noch recht herzlich ermahnen, wenn er sie nicht mehr sehen sollte, die Lehren, die er ihnen sechszehn Jahre hindurch in Kirche und Schule vorgetragen habe, treulich zu befolgen; denn er sehe es nun aus eigener Erfahrung, daß sie in Noth und Tod den einzigen festen Trost gewähren.« Unter unzähligen Thränen hörte die versammelte Gemeinde diese letzten Worte ihres Seelsorgers an sie — und gewiß blieben diese Worte nicht ohne Segen. Auch in seinem Testamente hatte er seiner Gemeinde gedacht. Er hatte verordnet, daß an jede Famlie ein gutes Buch abgegeben werde — als ein kleines Andenken an ihn und zur fortwährenden Belehrung und Erbauung.

Was seine Krankheitsgeschichte noch besonders rührend machte, war die Anwesenheit seiner liebenden und inniggeliebten Mutter, einer sehr ehrwürdigen, frommen in jeder häuslichen Tugend bewährten Frau, die ihm indessen auch in die bessere Welt nachgefolgt ist. Sie wich nie von seinem Krankenlager, verpflegte ihn mit der zärtlichsten Mutterliebe und harrte in Geduld und Liebe und stetem Gebethe bis zu seinem letzten Hauche bey ihm aus. In dem Zimmer, in dem er krank lag, befand sich ein Bildniß des sterbenden Erlösers am Kreuze und seiner mitleidenden Mutter unter dem Kreuze. Er

hatte es so anbringen lassen, daß er es immer vor Augen haben konnte und sprach dann mit einem frommen, liebvollen Blick zu seiner Mutter: »Ich will leiden wie Er, duldet ihr wie Sie!«

Sanft und ruhig war sein Tod. Von ihm konnte man recht eigentlich sagen, er entschlief. »Nun will ich ein wenig ruhen, sagte er, gute Nacht, liebe Mutter!« und dies waren seine letzten Worte. Er fiel in den letzten Todesschlummer, aus dem er nicht mehr erwachte. Er verschied unter unsern Gebethen und Thränen. Es war der 14. August 1814. Sein Alter war 41 Jahre.

Beyde edlen Freunde, Schlund und Engelhard, die sich hier auf Erden so innig liebten und sich an Gesinnungen so gleich waren, sind nun — wie wir freudig hoffen dürfen! — in dem Himmel wieder verereiniget, und genießen des Lohnes, der jeden, der hier Gutes stiftet, dort erwartet. Möge die reichliche Saat, die sie hier ausstreuten, reiche Früchte für die Ewigkeit bringen! Möge ihr schönes Beyspiel denen, die ihr Tagwerk noch nicht vollendet haben, neue Ermunterung seyn! Möge es unserm deutschen Vaterlande nie an Männern fehlen, die ihnen gleichen!

Stadion den 1. September 1819.

Ch. Sch.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Sailer, Johann Michael,

Erinnerungen an Carl Schlund, Pfarrer zu Marktoffingen im Riese ein Beytrag zur Bildung der Geistlich-Geistlichen

München 1819

B.isag. 108 v#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10271948-5